

espoir

30 Jahre Espoir

Seit drei Jahrzehnten
gemeinsam für Kinder.





«Wunderbar ... 30 Jahre Espoir, ich freue mich mit euch. Viele Erfahrungen, Erinnerungen und Begegnungen ziehen in Gedanken vorbei. All die vielen Kinder und Familienschicksale werden präsent sowie von Herzen engagierte Menschen und gegenseitiges Vertrauen.

Das gemeinsame Ziel, uns für das Wohl und die Rechte der Kinder einzusetzen, hat uns tief verbunden. So schön, dass dieser wichtige Auftrag weitergeführt wird. Danke!»

Helen von Arx, Gründerin und langjährige Geschäftsführerin von Espoir

«Seit 30 Jahren setzt sich Espoir innovativ und mit Herzblut für das Wohl von Kindern und Jugendlichen in schwierigen Situationen ein. Dafür danke ich Espoir im Namen des Zürcher Regierungsrates ganz herzlich und gratuliere zum Jubiläum!»

Jacqueline Fehr,
Regierungsrätin
Kanton Zürich



Inhaltsverzeichnis

30 Jahre Espoir

Vorwort von Manuela Raas Müller und Natali Velert 5

30 Jahre Espoir: 1992–2022

Eine Zeitreise 6

«Kindeswohl ist ein Abwägen zwischen den Bedürfnissen und Anliegen des Kindes und seinen Lebensbedingungen.» Kindeswohl abklären

Das Kindeswohl ins Zentrum stellen 10

Sozialpädagogische Abklärungen erfordern breites Fachwissen.

Kindeswohl einschätzen 11

Mit den Kindern sprechen!

Kindeswohl, Kinderschutz und Partizipation 15

Wann ist eine Abklärung sinnvoll?

Was zuweisende Stellen von Organisationen erwarten 18

«Dank der Familienbegleitung von Espoir sind wir heute so etwas wie eine normale Familie.» Kinder, Jugendliche und Familien ambulant begleiten

«Meine Mutter lag immer auf dem Sofa.»

Begleitung von Kindern psychisch kranker Eltern 22

«An viele Inputs erinnere ich mich auch heute noch.»

Langzeitwirkung von Sozialpädagogischer Familienbegleitung 24

Resilienz – Zauberformel für stark belastete Kinder und Jugendliche?

Kleine Kinder verstehen

Entwicklungspsychologische Beratung: 31

Familienbegleitung per Video

«Vom Heimkind zum Lieblingskind»

Die Begleitung eines Jugendlichen 34

Sein Kind nur begleitet sehen

Besuchsbegleitung aus Sicht eines Richters 36

«Pflegeeltern bieten dem Kind eine konstante, verlässliche Beziehung an, die auch in Krisenzeiten Bestand hat.» Pflegekind und Pflegeeltern begleiten

Unbegleitet? Niemals!

Erfahrungen von drei Pflegeeltern 40

Gute Bedingungen für Pflegekinder 46

«Wir haben alle immer wieder vergessen, dass ich ein Pflegekind bin.»

Pflegegeschwister im Gespräch 49

Mit den Händen essen

Herausforderungen in interkulturellen Pflegeverhältnissen 51

Kontakte zur Herkunftsfamilie – ja, aber wie? 55

Spannungsfeld zwischen den Erwartungen der Eltern und Pflegeeltern und dem Wohl des Kindes 56

Kontakt zur Herkunft

Die Sicht von direkt Betroffenen 61

Kontakte zu den Eltern

Die Perspektive von Jugendlichen in Pflegefamilien 66

Pflegeeltern im Stand-by Modus

SOS-Platzierungen bei Espoir 69

Impressum

Espoir dankt allen herzlich, die an dieser Jubiläumspublikation mitgewirkt haben.

Herausgeber: Espoir, Brahmsstrasse 28, 8003 Zürich
Redaktionsteam: Irina Braunwalder, Oda Heine, David Kindler, Danielle Silberschmidt Lioris (Ltg.), Alexandra Neuhaus, Natali Velert, Evelin Weber-Breitenmoser

Autorinnen und Autoren: Kurt Albermann, Rochelle Allebes, Sabine Brunner, Thomas Fleischer, Andrea Fröhlich, Oda Heine, Petra Krippner, Irene Müller, Alexandra Neuhaus, Chantal Plaar, Dorothea Rüedi, Danielle Silberschmidt Lioris, Karin Werner, Irmela Wiemann, Klaus Wolf

Fotos: Espoir
Korrektorat: comtexto AG, Zürich
Layout: Heads Corporate Branding AG, Zürich
Druck: Horizonte Druckzentrum, Thalwil
Auflage: 350 Exemplare

Gemeinsam für Kinder.

Seit 1992 organisiert
Espoir professionelle Hilfe
für Kinder und Eltern
in mehrfach belasteten
Verhältnissen.



1992–2022

30 Jahre Espoir

Seit drei Jahrzehnten mutig, ausdauernd und flexibel im Einsatz für das Kindeswohl!!! Das ist wirklich mehr als ein Ausrufungszeichen wert.

Ohne die Entschlossenheit und die Courage von Helen von Arx und ihren damaligen Mitstreiterinnen und Mitstreiter würde es Espoir heute nicht geben. Sie waren bereit, sich «ohne Wenn und Aber» und ohne langfristig gesicherte Finanzierung für Kinder in Not einzusetzen, um ihnen ein Aufwachsen im familiären Umfeld zu ermöglichen.

Es ist der Ausdauer, der Flexibilität und der Professionalität der seither bei Espoir tätigen Mitarbeitenden zu verdanken, dass wir uns laufend weiterentwickeln und wachsen konnten, ohne jemals das Kindeswohl beziehungsweise den Handlungsanspruch «Gemeinsam für Kinder» aus dem Fokus zu verlieren. Gepaart mit dem hohen Qualitätsanspruch an die Zusammenarbeit mit allen Beteiligten sowie dem wertschätzenden Umgang mit Kindern, Familien und Pflegefamilien konnte Espoir zu dem werden, was es ist: eine professionelle, anerkannte Organisation, die sich mit breitem Fachwissen und einem diversifizierten Dienstleistungsangebot für belastete Kinder und Familien einsetzt. Letzteres reicht von begleiteten Pflegeverhältnissen und der Vermittlung von Pflegeplätzen bis zu Sozialpädagogischen Familien- und Einzelbegleitungen, Besuchsbegleitungen und KOFA-Intensivabklärungen. Insbesondere der Bereich der ambulanten Hilfen ist bei Espoir während der letzten zehn Jahre stark gewachsen.

Doch wie macht man drei Jahrzehnte Entwicklungsgeschichte einer Organisation sichtbar? Uns erschien es naheliegend, dies anhand von Textbeiträgen aus vergangenen Espoir-Jahresberichten und -Bulletins zu tun: sozusagen anhand einer Best-of-Auswahl von Fach- und Erfahrungsberichten, die den Zeitgeist und die jeweilige Arbeit mit den Kindern und den Familien dokumentieren.

Diese Best-of-Ausgabe halten Sie gerade in den Händen. Die darin enthaltenen Texte thematisieren unter anderem die Aidsproblematik zu Beginn der Neunzigerjahre, Drogen und Sucht sowie psychische Probleme und ihre Auswirkungen auf die involvierten Kinder und Familienkonstellationen. Mögliche Interventionen, die Espoir in diesen Fällen bieten kann, werden aufgezeigt. Die Beiträge sind grösstenteils von Mitarbeitenden geschrieben, einige von externen Fachpersonen. Sie zeigen das breite Spektrum der Familienhilfe und machen deutlich, wie herausfordernd gewisse Familienkonstellationen für alle Beteiligten sein können. Sie sind mitunter sehr berührend, wenn sich beispielsweise die Kinder darin äussern oder aber wenn für die begleitenden Fachpersonen die Grenzen ihrer wirksamen Handlungsspielräume ersichtlich werden. Teilweise haben wir die Textbeiträge mithilfe eines Kommentars in Bezug zu den aktuellen Verhältnissen gestellt, beispielsweise beim Angebot der sozialpädagogischen Abklärungen, welches Espoir inzwischen durch standardisierte KOFA-Intensivabklärungen abgelöst hat.

Wir danken Ihnen herzlich für Ihr Interesse, sich auf diese Zeitreise durch die Espoir-Geschichte zu begeben und wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.



Natali Velert, Geschäftsführerin,
und Manuela Raas Müller, Präsidentin

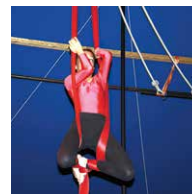
30 Jahre Espoir: 1992–2022



→ 1992
Das Projekt fällt nach drei Jahren den Sparmassnahmen der Stadt zum Opfer. Helen von Arx erkennt die Stärke des Projekts und gründet mit ihren Mitstreiterinnen und Mitstreitern am 12. Mai 1992 den Verein Espoir mit dem Ziel, benachteiligten Kindern im ganzen Kanton Zürich eine hoffnungsvolle Perspektive zu geben. Von Anfang an gehört auch die aufsuchende Familienarbeit zum Angebot von Espoir.



→ 1999
1999 bietet Espoir erstmals sozialpädagogische Abklärungen an und erarbeitet ein entsprechendes Konzept, welches eine genaue Erfassung der Familiensituation vor Ort beinhaltet. Die Ressourcen der Eltern werden den Bedürfnissen der Kinder gegenübergestellt. Bei einer Gefährdung des Kindeswohls empfiehlt Espoir Massnahmen zum Schutz des Kindes.



→ 2003
Espoir führt verschiedene erlebnispädagogische Angebote durch: Mutter-Kind-Wochenenden und -Lager, Kreativwochen, Indianerlager und Zirkusangebote. Über die Jahre profitieren viele Kinder davon und erleben ein Stück unbeschwerte Kindheit. Diese Angebote sind bis heute durch grosszügige Spenden finanziert.

1992

1999

2003

1989–1992 Vom Projekt zum Verein

1993–1999 Pionierjahre

2000–2011 Wachstumsjahre

1989

1994

1998

2002

2004

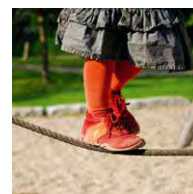
→ 1994
Zu Beginn stehen suchtabhängige Eltern im Zentrum der Tätigkeit von Espoir. Espoir begleitet 1994 16 Familien mit 21 Kindern, 9 davon leben in einer Pflegefamilie.

Die geleistete Betreuungsarbeit kann nur zu zwei Dritteln durch die öffentliche Hand finanziert werden. Vereinsmitglieder, eine limitierte Defizitgarantie des Kantons und immer wieder Gönnerinnen und Gönner unterstützen den Verein finanziell.

Espoir pflegt eine enge Zusammenarbeit mit anderen Organisationen, so zum Beispiel mit dem Marie Meierhofer Institut. Gemeinsam sensibilisieren sie im Kanton Zürich für die Bedürfnisse von Kindern mit suchtabhängigen Eltern. Viele Fachleute werden erstmalig auf das Thema aufmerksam.



Die Geschichte von Espoir beginnt mit Stefanie, einem vierjährigen HIV-positiven Waisenkind, das vereinsamt im Kinderheim lebt. Helen von Arx, damals Sozialarbeiterin der Stadt Zürich, ist damit konfrontiert und sucht für das Mädchen eine Pflegefamilie, die ihm ein geborgenes Umfeld schenkt. Daraus entwickelt sich unter dem Namen Espoir ein Projekt der Stadt Zürich.



→ 2002
Neben der Aidsproblematik spezialisiert sich Espoir immer mehr auf Kinder psychisch erkrankter Eltern. Der Bedarf ist gross. 2002 betreut Espoir 132 Kinder. Zuweisungsgründe sind primär Suchtproblematiken, psychische Erkrankungen und HIV. Die Familien sind in der Regel mehrfach belastet.

→ 1998
Espoir ist von Anfang an davon überzeugt, dass insbesondere Kinder aus sehr belasteten Verhältnissen, die fremdplatziert werden, bei Pflegeeltern leben sollten. Deshalb legt der Verein schon früh viel Wert auf eine sorgfältige Vorbereitung der Pflegeeltern und bietet ihnen einen Vorbereitungskurs an, bevor sie ein Pflegekind aufnehmen. Selbstredend ist die strenge Eignungsselektion der Pflegeeltern sowie die kontinuierliche Begleitung des Pflegeverhältnisses.

SPF
Sozialpädagogische Familienbegleitung
Fachverband Schweiz

1998 gründet Espoir mit drei anderen Organisationen den Fachverband Sozialpädagogische Familienbegleitung Schweiz. Um im SPF-Fachverband Schweiz aufgenommen zu werden, müssen verschiedene Qualitätsstandards erfüllt sein. Espoir wirkt bis heute aktiv im Fachverband mit.

→ 2004
Die Organisationen Espoir, Fachstelle Kinderbetreuung Luzern, kompass, tipiti und Pflegekind Bern organisieren sich im Sommer 2004 als Interessengemeinschaft institutioneller Pflegeplätze für Kinder und Jugendliche (IPK) und publizieren 2005 erstmals Qualitätsstandards für institutionelle Pflegeplätze. Später intensivieren sie den Austausch sowie die Zusammenarbeit und weitere Organisationen kommen dazu.



→ **2011**
Lucia Schmid tritt als Geschäftsführerin an. Fast gleichzeitig erfolgt der Umzug in die heutigen Geschäftsräume an der Brahmsstrasse 28 in Zürich. In den neuen Räumlichkeiten bietet Espoir zwei kindgerecht eingerichtete Besuchszimmer für begleitete Besuchskontakte an.



→ **2009**
Weiterhin sensibilisiert Espoir die Öffentlichkeit und organisiert ein erstes öffentliches Podium mit Fachleuten zum Thema Kinder psychisch kranker Eltern. Viele Medien greifen das Thema auf.

→ **2013**
Das revidierte Kindes- und Erwachsenenschutzrecht tritt in Kraft und damit die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB), die neu fachlich zusammengesetzt sind. Sie lösen das bisher gültige Laienaufsichtssystem ab.

2013/2014 tritt die revidierte Verordnung über die Aufnahme von Pflegekindern (PAVO) in Kraft und damit eine Aufsicht der Kantone über die Familienplatzierungsorganisationen. Espoir erhält eine Bewilligung des Kantons Zürich für die Vermittlung von Pflegeplätzen. Gleichzeitig unterzeichnet Espoir Rahmenverträge mit der Stadt Zürich für die Erbringung von begleiteten Pflegeplatzierungen, Sozialpädagogischen Familienbegleitungen und Abklärungen.

Das Amt für Jugend- und Berufsberatung des Kantons Zürich (AJB) lädt Espoir und weitere Organisationen ein, sich für den Leistungsauftrag Eignungsabklärungen von künftigen Adoptiveltern zu bewerben. Espoir überzeugt mit seiner Bewerbung und startet 2014 mit den ersten Abklärungen.

→ **2017**
Auf Initiative von Espoir und tipiti übernimmt 2017 die Schule für Sozialbegleitung den Lehrgang für Pflegeeltern. Zuvor wurde dieser von der PACH – in Kooperation mit Espoir, tipiti und Pflegekind Bern – durchgeführt. Die Teilnahme der Pflegeeltern an dieser Grundausbildung stellt für Espoir einen wichtigen Qualitätsstandard dar.

→ **2021**
Espoir wird Premium-Partner von kompetenzhoch3 und löst sein Angebot der sozialpädagogischen Abklärungen durch standardisierte KOFA-Intensivabklärungen ab.



Im gleichen Jahr gründet Espoir mit elf anderen Organisationen den Fachverband DAF Pflegekind.

2007

2009

2011

2013

2017

2021

2012–2020 Konsolidierung und weitere Professionalisierung

Ab 2020 weiterhin am Puls der Zeit

Heute

2005

2008

2010

2012

2014

2020

2022



→ **2008**
Seit 2008 liegen die Quality4Children Standards für Kinder und Jugendliche in ausserfamiliärer Betreuung vor. Die Standards sind bis heute eine der qualitativen Grundlagen der Tätigkeit von Espoir. Die Zusammenarbeit mit den Pflegekindern auf Augenhöhe und ihre Partizipation im gesamten Prozess sind Espoir ein permanentes Anliegen.

→ **2012**
Auf der Basis der IPK-Richtlinien entwickelt Integras ein Label, um nach aussen sichtbar zu machen, nach welchen Standards eine Familienplatzierungsorganisation arbeitet. Espoir führt das Qualitätslabel bis 2020, als Integras entscheidet, das Label einzustellen.



2012 feiert Espoir sein 20-jähriges Bestehen mit einem neuen Erscheinungsbild. In dessen Zentrum steht noch heute die von Stefanie gezeichnete Sonne – Stefanie, das Mädchen, welches das Projekt Espoir ausgelöst hat.



→ **2020**
Espoir und Pro Infirmis Zürich lancieren in enger Zusammenarbeit das Projekt «Ponto – Patenschaften für Kinder psychisch erkrankter Eltern».

Die Geschäftsführerin Lucia Schmid tritt in den Ruhestand. Natali Velert tritt ihre Nachfolge im Sommer 2020 – mitten in der Corona-Pandemie – an.

→ **2005**
Caritas Zürich zeichnet die sozialpädagogischen Abklärungen von Espoir mit dem Zürcher Caritas-Preis aus, weil dabei beispielhaft mit allen Beteiligten eng zusammengearbeitet wird.

→ **2010**
Die Gründerin Helen von Arx geht in Pension.



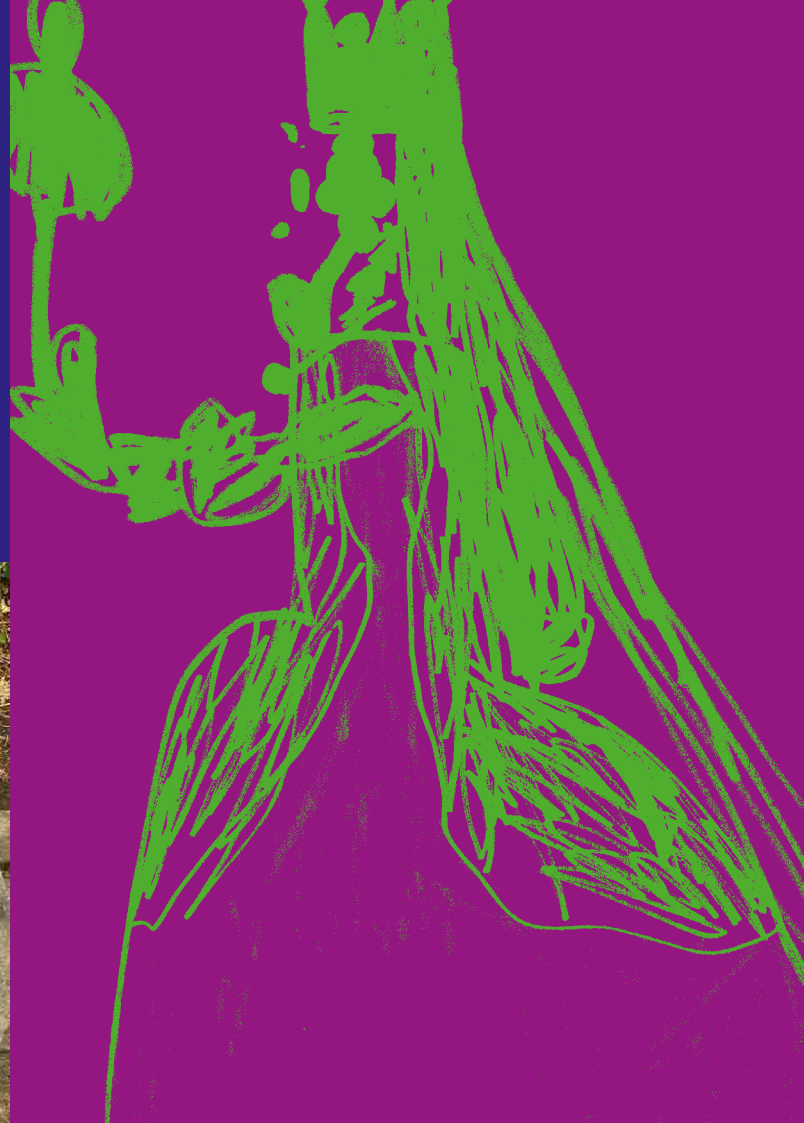
→ **2014**
Inzwischen ist Espoir in der Lage, den grössten Teil der anfallenden Kosten aus den Erträgen der erbrachten Dienstleistungen zu decken. Für die Finanzierung der Soforthilfe für Kinder in Not und für die erlebnispädagogischen Angebote ist Espoir weiterhin auf treue Spenderinnen und Spender angewiesen.



→ **2022**
Das Kinder- und Jugendheimgesetz (KJG) tritt im Kanton Zürich in Kraft. Espoir unterzeichnet eine Leistungsvereinbarung mit dem AJB und wird sich auch in Zukunft dafür einsetzen, dass das Kindeswohl im Zentrum bleibt.

Espoir begleitet 2022 über 350 Kinder, Jugendliche und Familien.

Espoir stellt das Kind ins Zentrum.



**Kinder haben Rechte –
in jeder Situation
ihres Lebens.**



«Kindeswohl ist ein Abwägen zwischen den Bedürfnissen und Anliegen des Kindes und seinen Lebensbedingungen.»

Kindeswohl abklären

Wenn es eine Abstimmung über den Verbleib von Kindern in schwierigen Familiensituationen gäbe, wäre wahrscheinlich niemand dagegen, das Kindeswohl ins Zentrum zu stellen. Und doch geschieht es immer wieder, dass andere Interessen die Entscheidungen über Kinder massgebend beeinflussen. Wie kann das passieren?

In den letzten 30 Jahren wurde erforscht, was Kinder benötigen, um ihre altersgemässen Entwicklungsaufgaben gut zu bewältigen. Ganz oben auf der Liste steht, dass es mindestens eine Bezugsperson braucht, die kontinuierlich und zuverlässig präsent ist. Wichtig ist, dass diese Person Interesse am Kind zeigt und sich feinfühlig auf dieses einlassen kann. Kinder brauchen aber auch klare und verlässliche Tagesstrukturen, Schutz und Geborgenheit. Sie müssen sich zugehörig fühlen können und wissen, wo sie hingehören, in welche Familie, in welche Kultur oder Gemeinschaft.

Was sind gute Eltern?

In unserer Kultur werden die Eltern (in der Regel die Mutter) als die wichtigsten Bezugspersonen betrachtet, obwohl die Tatsache einer biologischen Elternschaft noch keine Bindung schafft. Die leiblichen Eltern tragen die Verantwortung für das Wohlbefinden und die Entwicklung ihrer Kinder. Wenn sie nicht in der Lage sind, diese Verantwortung zu übernehmen, stellt sich irgendwann die Frage, ob das Kindeswohl gefährdet ist. In diesem Moment müssen die Lebenssituation des Kindes und die Ressourcen des Familiensystems abgeklärt werden. Aufgrund dieser Analyse kann die nötige Unterstützung angeboten und können Auflagen oder Massnahmen formuliert werden. Diese müssen sorgfältig überprüft werden, damit bei fehlender Verbesserung eine Umplatzierung des Kindes eingeleitet werden kann.

Dieser Prozess ist eine sehr sensible Angelegenheit, weil es um die Abwägung verschiedener Interessen geht. Für Eltern ist es mit sehr viel Schmerz und Scham verbunden, wenn sie nicht «gut genug» für ihre Kinder sein können. Mutter- oder Vater-Sein ist ein wichtiger Teil ihrer Selbstdefinition, die so in Frage gestellt wird. Diese Problematik steht in direktem Zusammenhang mit den oben beschriebenen gesellschaftlichen Idealvorstellungen: Eine gute Mutter ist eine Mutter, die

selber für ihre Kinder sorgt, am liebsten ohne viel Hilfe von aussen. Viele Mütter haben schon Schuldgefühle, wenn sie ihr Kind in einer Krippe mitbetreuen lassen.

Nicht nur die Eltern, auch die Helfersysteme und die Behörden sind Teil dieser Ideologie. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass oft eine Verschiebung von der Frage «Was ist förderlich für die kindliche Entwicklung?» hin zu der Frage «Was ist diesem Kind zumutbar?» stattfindet. So kann es passieren, dass resilient erscheinende Kinder doppelt gefährdet sind, weil man meint, ihnen mehr zumuten zu können.

Ich plädiere für eine andere Auffassung von guter Elternschaft: Gute Eltern sind Eltern, die dafür sorgen, dass es ihrem Kind gut geht, unabhängig davon, ob es bei ihnen oder bei anderen Bezugspersonen lebt. Dies impliziert, dass die Eltern ihre eigene Bedeutung für ihr Kind relativieren können. Diese Haltung habe ich bis jetzt vor allem bei afrikanischen Frauen angetroffen. Sie erleichtert die Zusammenarbeit zwischen Pflegefamilien, Beiständen und Beiständinnen sowie Helfenden sehr. Das bekannte Sprichwort «Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen» beruht auf einer Realität. In vielen afrikanischen Dörfern werden die Kinder in der Gemeinschaft oder durch Verwandte erzogen.

Es wird sicher viel Zeit und Auseinandersetzung mit dem Thema brauchen, bis eine andere Definition von guter Elternschaft akzeptiert und etabliert sein wird. Bis dahin benötigen Eltern, die nicht mehr in der Lage sind, die wichtigste zuverlässige Bindungsperson für ihr Kind zu sein, eine Begleitung, die es ihnen ermöglicht, diese Rolle loszulassen. Sie brauchen Anerkennung dafür, dass sie ihrem Kind ermöglichen, sich an einem anderen Ort weiterzuentwickeln und dort auch wichtige Beziehungen einzugehen. Für Eltern in unserer Kultur ist dieser Prozess sehr schwierig und anspruchsvoll, und sie sollten diese Leistung nicht allein vollbringen müssen. Die Unterstützung von Eltern, die ihr Kind loslassen müssen, ist auch für das Kind sehr wichtig. Es braucht die Erlaubnis seiner leiblichen Eltern, um sich anderswo wohlfühlen zu können.

Zusammenfassend bedeutet das Kindeswohl ins Zentrum zu stellen, dass Kinder mit ihren Bedürfnissen auf allen Ebenen in der Gesellschaft gehört, wahr- und ernst genommen werden.

Rochelle Allebes, Systemtherapeutin/Beraterin Systemis und Supervisorin bso

Sozialpädagogische Abklärungen erfordern breites Fachwissen. Kindeswohl einschätzen

Espoir ist in den Bereichen Pflegeplatzierungen, Sozialpädagogische Familien- und Besuchsbegleitungen sowie Abklärungen regelmässig mit dem Thema Kindeswohl und Kindeswohlgefährdung konfrontiert. Häufige Risikofaktoren sind unter anderem Armut und Bildungsmangel, Interkulturalität, soziale Isolation, hochstrittige Trennungen, sucht- und psychisch kranke Familiensysteme oder häusliche Gewalt – und häufig eine Kombination der Faktoren.

Um ein einheitliches Verständnis und Vorgehen der abklärenden Fachpersonen zu gewährleisten, hat Espoir ein entsprechendes Konzept und Instrumente zur Beurteilung des Kindeswohls erarbeitet. Ein zentraler Punkt darin ist das Vier-Augen-Prinzip und die gegenseitige Reflexion. Mit seinem Abklärungsteam aus erfahrenen Fachleuten, die sich regelmässig weiterbilden, verfügt Espoir über ein professionelles Gremium, das eine Kindeswohlgefährdung einschätzen und Empfehlungen zum weiteren Vorgehen geben kann.

Ziele einer Abklärung

- Kinder vor Gefährdung schützen.
- Prüfen, ob die Grundbedürfnisse der Kinder, wie emotionale Zuwendung, Ernährung, Schlafplatz, Kleidung, Körperpflege oder medizinische Versorgung, altersgerecht abgedeckt sind.
- Schutz- und Risikofaktoren mittels umfassender Beobachtung und Analyse der Lebensumstände der Kinder und Eltern erfassen und dokumentieren.
- Unterstützungsbedarf ermitteln.
- Abschlussbericht zur Situation des Kindes und seiner Eltern mit Empfehlungen für Anschlusslösungen und/oder weitere Massnahmen verfassen. Sofern möglich wird das Kind in die Entscheidung einbezogen.

Wer sich im Rahmen einer Abklärung mit dem Kindeswohl auseinandersetzt, kommt nicht umhin, Antworten auf folgende Fragen zu finden: Welcher Erziehungsstil ist angemessen? Wie viel Autorität braucht Erziehung? Wie viel Kooperation? Welche Strafen und Konsequenzen sind angemessen? Welche greifen in die Rechte des Kindes ein? Die Beobachtungen und das Zusammentragen der Fakten während einer Abklärung

helfen bei der Beantwortung. Die individuellen Erfahrungen und der kulturelle Hintergrund der beteiligten Personen spielen dabei jedoch ebenfalls eine Rolle. Massnahmen, die in einer Kultur als angemessen oder vielleicht vorbildlich gelten, können in einer anderen Kultur als Kindeswohlgefährdend eingestuft werden. Wir müssen uns bewusst sein, dass Risikoabschätzungen beim Verdacht einer Kindeswohlgefährdung immer auch das Resultat von subjektiven Bewertungen bleiben.

Grosse inhaltliche Bandbreite

Auftraggebende von Espoir sind hauptsächlich die Sozialzentren der Stadt oder die Kinder- und Jugendhilfezentren (kjj) des Kantons Zürich. Es kommt aber auch vor, dass die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB) direkt Abklärungsaufträge erteilen. Wie detailliert die Auftragserteilung ist, hängt von der Komplexität des Falles ab, aber auch davon, wie viele Informationen bereits vorhanden sind. Manchmal haben die Sozialzentren oder die kjj bereits eine Sozialabklärung der Familie durchgeführt, woraus sich ein zusätzlicher Abklärungsauftrag mit vertiefter sozialpädagogischer Fragestellung an Espoir ergeben kann. Bei der psychischen Erkrankung eines Elternteils besteht beispielsweise die Unsicherheit, ob die Person tatsächlich in der Lage ist, die Betreuung eines Kleinkindes über einen ganzen Tag zu gewährleisten und nicht nur während zwei bis drei Stunden. Manchmal sind die Fragen eher allgemein formuliert und es geht darum, eine umfassende Lebensumfeldanalyse des Kindes zu erstellen.

Phasen einer Abklärung: Beobachtung und Diagnose

Bei Espoir führen in der Regel zwei erfahrene Fachpersonen die sozialpädagogischen Abklärungen durch. Sie stehen in regelmässigem Austausch mit der Teamleitung. Nach dem Erstgespräch mit der Familie erstellt das Zweierteam einen Besuchsplan, der auf die individuelle Situation der Familie und auf die Fragestellung abgestimmt ist. Die Besuche in der Familie finden an unterschiedlichen Wochentagen und zu verschiedenen Tageszeiten statt. Es geht darum, zu beobachten,

wie die Kinder morgens aufstehen, wie und wann sie abends zu Bett gehen, wann und wie sie die Mahlzeiten einnehmen, wie die Familie generell ihren Tag strukturiert und gestaltet und wie die Interaktion und Kommunikation zwischen den Familienmitgliedern stattfindet. Es finden sowohl kurze Einsätze von ein bis zwei Stunden als auch Einsätze von fünf bis sieben Stunden statt. Die abklärenden Personen nehmen am Familienalltag teil, begleiten die Familie beim Einkaufen oder bei ihren Freizeitaktivitäten. Die ersten zwei bis drei Wochen dienen der Beobachtung und der Diagnose.

Erste Interventionen

Durch erste Interventionen ermittelt die abklärende Person, wie entwicklungsfähig die Eltern sind und ob sie in der Lage und auch bereit sind, Anregungen umzusetzen. Die Abklärung kann zwischen sechs Wochen und maximal drei Monate dauern. Das Abklärungsteam erlebt immer wieder, dass sich Eltern in den ersten Wochen sehr bemühen und erst nach einer längeren Phase und gewissen Ermüdungserscheinungen deutlich wird, wo Handlungsbedarf besteht. Je nach Fragestellung führt das Abklärungsteam auch Gespräche mit dem Umfeld der Familie, unter anderem mit Krippe, Schule oder Therapeuten. Die Eltern müssen hierzu eine Schweigepflichtentbindung unterschreiben.

Abschlussbericht mit konkreter Empfehlung

Neben Alltagsbeobachtungen mit Familien- und Einzelgesprächen arbeitet Espoir mit verschiedenen Arbeitsinstrumenten wie Checklisten zur Feststellung der altersgemässen Entwicklung eines Kindes oder der elterlichen Kompetenzen sowie Fragebögen für Eltern. Dies alles dient als Grundlage zur Auswertung. Mit Abschluss der Abklärung erhält die auftraggebende Stelle einen umfassenden Bericht mit einer konkreten Empfehlung. Der Bericht wird in einem Abschlussgespräch gemeinsam mit der Familie besprochen. Die Familie wird bereits vorgängig vom Abklärungsteam über den Inhalt des Berichts informiert. Je nach Alter des Kindes wird es ebenfalls informiert. Die Empfehlungen sind immer der individuellen Familiensituation angepasst. Häufig sind es flankierende Massnahmen für das Familiensystem, beispielsweise Hort- oder Krippentage für

die Kinder, Familienbegleitung mit konkreter Zielformulierung oder häufigere Kontakte zu Vater/Mutter bei getrennt lebenden Eltern. Bei schwerwiegender Kindeswohlgefährdung kann es sich auch um die Empfehlung einer Beistandschaft oder sogar einer Platzierung handeln. Wenn möglich bereitet das Abklärungsteam die Eltern auf die Empfehlung vor. Es ist Espoir sehr wichtig, dass die Empfehlungen nachvollziehbar sind und im Bericht schlüssig und umfassend begründet werden. Die auftraggebende Stelle orientiert sich in der Regel an der Empfehlung von Espoir und gibt diese an die entscheidende Behörde weiter.

Kriegstraumatisiert und überfordert

Vor einiger Zeit erhielten wir den Auftrag für eine sozialpädagogische Abklärung in einer kriegstraumatisierten Flüchtlingsfamilie mit vier Kindern. Die Mutter der Kinder war psychisch sehr auffällig, sprach seit über einem Jahr nicht mehr mit ihren Kindern und übte immer wieder physische und psychische Gewalt gegen den Ehemann aus. Die Familie war nicht gut vernetzt, die Kinder waren sehr auffällig in der Schule und zeigten grossen Leidensdruck. Die Nachbarn berichteten ebenfalls von Vorfällen. Die Wohnung war in einem verwahrlosten Zustand, die Hygiene war schlecht, die Kinder hatten in der Schule oft ihre Sachen nicht dabei. Der Vater war völlig überfordert und hilflos im Umgang mit seiner Frau. Während eines Hausbesuchs des Abklärers kam es zu einem akuten Gewaltvorfall. Er rief den Notfallpsychiater und die Mutter wurde in die Psychiatrie eingewiesen. In der weiteren Abklärung zeigte sich, dass sich die Familiensituation in Abwesenheit der Mutter sehr entspannte. Nach der Beobachtungsphase stellte sich bei ersten Interventionen heraus, dass der Vater offen war für Anregungen, die er auch umsetzte. Er brauchte vor allem Hilfe und Unterstützung in der Organisation der Tagesstruktur und in der Kommunikation mit der Schule sowie Entlastungsmöglichkeiten durch Krippe und psychologische Unterstützung für eines seiner Kinder. Das Abklärungsteam empfahl eine intensive Familienbegleitung zur Unterstützung des Vaters. Gleichzeitig empfahlen sie, die Mutter nicht mehr in die eheliche Wohnung zurückkehren zu lassen, da sie die Kinder massiv gefährdete. Es war zu dieser Zeit noch nicht absehbar, ob der

Vater die Herausforderungen schaffen würde und ob nicht zumindest die zwei jüngeren Kinder platziert werden müssten. Mit den flankierenden Massnahmen stabilisierte sich die Situation jedoch und der Familie geht es heute besser. Der Vater benötigt nach wie vor Familienbegleitung. Zur Mutter besteht ein regelmässiger Besuchskontakt. Sowohl der Vater als auch die Kinder äussern klar, dass sie froh über die Entwicklung sind. Sie waren anfänglich sehr misstrauisch und skeptisch, konnten aber im Verlauf der Abklärung Vertrauen aufbauen. In diesem Fall war die dreimonatige Abklärung sehr nützlich. Dank der langen Beobachtungsphase konnten die Ressourcen des Vaters besser eingeschätzt werden und eine Fremdplatzierung der Kinder konnte verhindert werden.

Andrea Fröhlich, ehemalige Mitarbeiterin Espoir

Kommentar

Espoir bietet seit 1999 Abklärungen direkt in der Familie an, um Lebensumstände von Familien umfassend zu beobachten, zu analysieren und Kinder vor Gefährdung zu schützen. 2021 ist Espoir eine Premium-Partnerschaft mit kompetenzhoch3 eingegangen, um standardisierte KOFA-Intensivabklärungen anzubieten. Das Angebot eignet sich für Familien, bei denen ein Verdacht auf Kindeswohlgefährdung besteht. Je nach Komplexität des Familiensystems werden innerhalb von sechs bis acht Wochen die Lebens- und Entwicklungsbedingungen in der Familie sowie der Entwicklungsstand der einzelnen Kinder beschrieben und bewertet. Die Arbeit mit der Familie wird partizipativ und transparent gestaltet, um eine aktive Mitarbeit der Beteiligten zu fördern.

Das Angebot richtet sich an Fachstellen der Kinder- und Jugendhilfe (KESB, kjz, Sozialzentren, Jugendanwaltschaften etc.) sowie an Schulen, welche eine intensive Abklärung mit eigenen Ressourcen nicht realisieren können. Nach erfolgter Abklärung werden in einem Bericht an die Zuweisenden die im Auftrag formulierten Fragen beantwortet, eine standardisierte Risikobeurteilung und Empfehlungen für allfällige Kinderschuttmassnahmen sowie Anschlusshilfen formuliert.



«Espoir hat nicht nur kontinuierlich Massstäbe in der Betreuungsqualität von Kindern und Jugendlichen gesetzt, sondern ist auch ein hervorragendes Beispiel für gelebte Kinderrechte im Alltag.»

François Rapeaud,
Präsident Ombudsstelle
Kinderrechte Schweiz

«Espoir setzt sich seit 30 Jahren für benachteiligte Kinder ein. Diese Arbeit ist echte Prävention vor späteren Schäden.»

Felix Gutzwiller, em.
Professor für Sozial-
und Präventivmedizin,
Universität Zürich



2014

Mit den Kindern sprechen! Kindeswohl, Kinderschutz und Partizipation

Diskussionen zum Kindeswohl beginnen oft dann, wenn Belastungen beim Kind beobachtet und/oder Gefährdungen befürchtet werden. Nun ist Leben ohne äussere und innere Belastungen, also etwa Krankheiten, zwischenmenschliche Konflikte, soziale und ökonomische Probleme oder persönliche Krisen, nicht denkbar. Dennoch stellen starke und anhaltende Belastungen in Familien ein Risiko für die gesunde Entwicklung der Kinder dar. Um überfordernde Belastungen für ein Kind zu verringern und ihm Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen, werden deshalb Kinderschutzmassnahmen getroffen.

Handeln nach dem Kindeswohl

Beim Kindeswohl handelt es sich um einen relativen Begriff. Je nach Situation können gemäss Harry Dettenborn in «Kindeswohl und Kindeswille. Psychologische und rechtliche Aspekte» von 2007 verschiedene Anspruchsniveaus wichtig sein:

- Kindeswohl als Ideal, als Maximalvariante: Im Blick ist, was dem «Wohl des Kindes am besten entspricht »
- Kindeswohl als «(Gut-)Genug»-Variante: Im Blick ist, was dem Wohl des Kindes dient beziehungsweise ihm nicht widerspricht
- Kindeswohl als Minimalvariante: Im Blick ist die Schwelle zur Gefährdung, der Schutz des Kindes

Dettenborn und Walter definieren in ihrem Standardlehrbuch «Familienrechtspsychologie» Kindeswohl als «ein Abwägen zwischen den Bedürfnissen und Anliegen des Kindes und seinen Lebensbedingungen». Das weist zentral darauf hin, dass zur Klärung des Kindeswohls nicht nur beispielsweise die Lebensbedingungen der Familie oder die Möglichkeiten einer familienergänzenden Betreuung beleuchtet, sondern immer auch die Bedürfnisse und Anliegen des Kindes dazu erhoben werden müssen. Der Kinderschutz definiert die gesellschaftlichen und gesetzlichen Rahmenbedingungen, die Kinder vor schädigenden Einflüssen, vor Gewalt und Vernachlässigung schützen sollen. Diese Definitionen sind abhängig von der zeitlichen Epoche, in der sie stehen. Ganz grundsätzlich stellen sich beim Kindeswohl viele Fragen, die nur individuell und bezogen auf einen bestimmten Kontext beantwort-

tet werden können: Was benötigt dieses Kind genau? Welche Möglichkeiten bietet sein familialer Kontext? Wann braucht es eine Intervention? Welches ist die «richtige» Massnahme? Und was ist mit der Meinung und den Anliegen des Kindes?

Kinder haben Rechte – in jeder Situation ihres Lebens

Die UN-Konvention über die Rechte des Kindes, welche die Schweiz 1997 unterschrieben hat, stellt klar, dass jedes Kind von Anfang an eine eigene Persönlichkeit mit eigenen Rechten ist. Die Kinderrechte definieren dazu Forderungen in den Bereichen Schutz, Förderung und Partizipation (Beteiligung). Ebenfalls formulieren sie, dass bei allen Entscheidungen, die ein Kind persönlich betreffen, seine Interessen und sein Wohl den Vorrang haben.

Partizipation des Kindes

Die Partizipation stellt ein zentrales Recht des Kindes dar und ist bei allen Abklärungen im Rahmen des Kindeswohls gefordert. Damit ist einerseits gemeint, dass die Bedürfnisse, Anliegen und Wünsche eines Kindes bezüglich einer Situation erfasst werden. Andererseits ist damit aber auch das Bedürfnis des Kindes gemeint, zu erfahren und zu verstehen, was mit ihm passiert. Weiter gefasst kann Partizipation verstanden werden als die Fokussierung auf die kindliche Perspektive und deren konsequenter Einbezug.

Der Dialog mit dem Kind

Der Bedarf an Erklärungen und Informationen über das, was das Kind umgibt, ist gross. Bereits Säuglinge profitieren, wenn sie Informationen und Erklärungen zu ihrer Situation erhalten. Auch wenn Säuglinge sich selbst noch nicht verbal äussern, so zeigt die Erfahrung, dass Erklärungen ihnen helfen, sich zu entwickeln und belastende Situationen zu verarbeiten. Im Alltag wissen wir um die Wichtigkeit des Dialogs und führen bereits mit jungen Kindern viele Gespräche über «Gott und die Welt». Im Kontext von Klärungen des Kindeswohls geht dieser Austausch mit dem Kind paradoxerweise öfters verloren. Während ältere Kinder ihre Situation gut

überblicken und ähnlich wie Erwachsene in einem Gespräch ihre Anliegen und Wünsche äussern können, ist dies für jüngere Kinder aus verschiedenen Gründen schwieriger. Die kognitiven und sprachlichen Fähigkeiten sind bis zum Alter von etwa sechs Jahren noch sehr stark in Entwicklung, und auch die Abhängigkeit von der Bezugsperson führt dazu, dass es je nachdem für ein Kind schwierig sein kann, sich mit einer wenig vertrauten Person über eigene Bedürfnisse auszutauschen. Dies gilt auch dann, wenn Kinder bereits in einem sehr jungen Alter ihre eigenen Tendenzen und Wünsche klar wahrnehmen und sie nonverbal und situationsbezogen unmissverständlich äussern. Junge Kinder leben stark im Hier und Jetzt und sind deshalb auf sehr konkrete Gesprächsinhalte angewiesen. Für das junge Kind wird es aus diesen Gründen umso notwendiger, dass seine Gegenüber sich auf seine Art, die Welt zu erleben, einlassen. Es geht nicht nur darum, die Anliegen eines Kindes zu hören, sondern die Erwachsenen müssen sich ernsthaft auch auf die Themen einlassen, mit denen das Kind beschäftigt ist. Es ist davon auszugehen, dass Kinder sich erst dann wirklich ernst genommen fühlen. Welche Themen wann im Vordergrund stehen sollen, ist im Dialog zwischen Erwachsenen und Kind auszuhandeln.

Sieben Thesen – warum es nötig ist, Kinder bei Fragen zum Kindeswohl einzubeziehen (Partizipation)

Wir postulieren, dass die Partizipation von Kindern bei Fragen zum Kindeswohl nicht nur aus Rechtsgründen notwendig ist, sondern dass sie selbst bereits eine Massnahme zur Verbesserung des Wohls und zum Schutz des Kindes darstellt, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Kinder, die einbezogen werden, können schwierige Situationen ansprechen

Kinder, die sich mitteilen dürfen und es gewohnt sind, gehört zu werden, reagieren auch bei schwierigen Situationen entsprechend. Offene Ohren seitens der Erwachsenen und der selbstverständliche Austausch ermöglichen es dem Kind, Probleme ebenfalls anzusprechen.

2. Im entstehenden Dialog können Lösungen erarbeitet werden

Bei Fragen zum Kindeswohl sind immer auch Lösungen gesucht. Werden Kinder einbezogen, so können sie mit ihren Ideen Veränderungsprozesse der Familie massgeblich bereichern. Dies ist bereits bei sehr jungen Kindern möglich. Werden die Äusserungen der Kinder ernst genommen, müssen Antworten darauf gefunden werden. Auch dies dient der Lösungsfindung.

3. Kinder, die einbezogen werden, können Wirksamkeit erleben

Mit den eigenen Anliegen, Nöten und Wünschen gehört zu werden, selbst entwickelte Ideen einbringen zu können und mit den Erwachsenen im Dialog zu sein, führt dazu, dass Kinder sich als wirksam erleben. Selbstwirksamkeit ist, im Gegensatz zum Erleben von Ohnmacht, ein wichtiger Faktor für die Entwicklung von Resilienz (Widerstandskraft).

4. Mit dem Einbezug des Kindes stellen sich die Erwachsenen dem Kind zur Verfügung

Die Erforschung der Resilienz zeigt, dass es für Kinder äusserst bedeutsam ist, dass sie ausserhalb ihrer Bezugspersonen erwachsene «Drittpersonen» in ihrer Nähe haben, die sich aufmerksam für sie und ihr Wohlergehen interessieren. Zu wissen, dass da jemand ist, mit dem die eigenen Fragen, Nöte und Ideen besprochen werden können, stärkt.

5. Um Belastungen verarbeiten zu können, muss man die eigene Situation verstehen

Mit kindgerechten und ehrlichen Erklärungen erhält ein Kind in seiner Situation Orientierung. Kinder erleben eine enorme Stärkung, wenn sie ihre Geschichte zusammenhängend erkennen und Fragen dazu klären können. Erklärungen helfen, die Belastungen einer Situation zu verstehen, und das Kind kann mit der Zeit einen roten Faden in seinem eigenen Erleben herstellen. Da für Kinder viele Ereignisse zum ersten Mal stattfinden, braucht es zu einer Frage oft mehrere Gespräche.

6. Bei Kinderschutzmassnahmen ist der Einbezug des Kindes nötig, um eine sekundäre Traumatisierung zu vermeiden

Kinderschutzmassnahmen, die eine Trennung des Kindes von seiner Bezugsperson zum Inhalt haben, erfolgen oft nicht im vollen Einverständnis mit dem Kind. Deshalb stellen sie selbst grundsätzlich eine mögliche Gefährdung des Kindeswohls dar. Um eine sekundäre Traumatisierung des Kindes zu vermeiden, muss es sorgfältig begleitet und zu jedem Zeitpunkt (vor, während und nach einer Massnahme) einbezogen werden. So kann das Kind innerhalb des gegebenen Rahmens seine Anliegen äussern und seine Fragen klären.

7. Es ist Teil der Abklärungen zum Kindeswohl, den Willen des Kindes einzubeziehen

Kindeswohlüberlegungen können nicht gemacht werden, ohne dass der Wille des Kindes eruiert und einbezogen wird. Denn der Umgang mit den Wünschen und Anliegen des Kindes ist zentral, wenn man das Kindeswohl wahren möchte. Das heisst nicht, dass Kinder gezwungen werden sollen, Äusserungen zu einer Situation zu machen, bei der sie lieber schweigen möchten. Es heisst auch nicht, dass dem Willen des Kindes unbezogen Folge geleistet werden muss. Es geht darum, dass Willensäusserungen von Kindern zu einer Situation ernst genommen und geprüft werden. Im Dialog ist zu klären, wie die Wünsche des Kindes Eingang in Lösungen finden, und warum dies eventuell nicht geht.

Sabine Brunner, lic.phil. Psychologin und eidg. anerk. Psychotherapeutin, Marie Meierhofer Institut für das Kind in Zürich

2013

Wann ist eine Abklärung sinnvoll?

Was zuweisende Stellen von Organisationen erwarten

Aufgabe der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB) ist es, sicherzustellen, dass am Ende eines Auftrags entschieden werden kann, ob ein Kind eine Kindesschutzmassnahme braucht, und wenn ja, welche Massnahme die richtige ist. Sie gibt nur in Ausnahmefällen direkt einen Auftrag an eine Organisation, wenn zum Beispiel eine familieninterne Abklärung für die Errichtung einer Massnahme notwendig scheint. In der Regel erteilt das Kinder- und Jugendhilfezentrum (kjj), bisher Jugend- und Familienberatung, die Aufträge an die Familienbegleitungsorganisationen, fungiert als deren Ansprechstelle und ist verantwortlich für die Zielvereinbarungen und Auswertungen des jeweiligen Familienbegleitungsprozesses. Es ist wichtig, dass Entscheidungs- und Umsetzungsebene getrennt sind, damit den betroffenen Personen klar ist, wer wofür zuständig ist, und ihnen im Bedarfsfall ein Rechtsweg zur Verfügung steht. Es kann vorkommen, dass die KESB während des laufenden Auftrags kurze Massnahmen in die Wege leiten, die zur Entscheidungsfindung der Behörden beitragen. Zum Beispiel eine Abholbegleitung eines Kindes in einem Besuchsrechtsfall. Selbstverständlich können die KESB Weisungen an Eltern und Kinder erteilen, dass eine Familienbegleitung installiert werden muss, oder dem Beistand des kjj eine entsprechende Aufgabe erteilen. Die Umsetzung und die Auftragserteilung an die Familienbegleitungsorganisation ist jedoch Sache des Beistands des kjj.

Ziel, Inhalt und Umfang eines Abklärungsauftrags

Im Folgenden liegt daher der Schwerpunkt auf den Anforderungen der KESB an Anbietende von sozialpädagogischen Abklärungen. Wichtig ist es, vor Auftragsbeginn Transparenz über die Dauer, die Anzahl der wöchentlichen Einsätze, die Form der Berichte und den Kostenrahmen herzustellen. Die Mitarbeitenden der abklärenden Familienbegleitungsorganisation müssen selbstverständlich über eine entsprechende Aus- und Weiterbildung verfügen. Meiner Erfahrung nach sollte eine Abklärung innert dreier Monate aussagekräftige Ergebnisse liefern können. Damit ein guter Einblick in die Familie möglich ist, sind mehrere Einsätze pro Woche zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Settings in der Familie nötig. Die KESB benötigen am Ende

einer Abklärung einen Bericht, auf dessen Basis der Behördenentscheid gefällt werden kann. Es muss daher vorgängig geklärt werden, ob und in welcher Form Zwischenauswertungen Sinn machen und wer daran teilnimmt. Sämtliche Ansprechpersonen bei der abklärenden Organisation, bei den KESB und dem allenfalls involvierten kjj müssen frühzeitig vor Beginn einer Massnahme benannt werden und ihre Zuständigkeiten müssen klar deklariert sein.

Transparenz und eine wertschätzende Haltung sind zwingend

Gerade bei Abklärungsaufträgen ist es mir wichtig, dass von allen Beteiligten gegenüber den Klientinnen und Klienten offengelegt wird, dass der auftraggebenden KESB ein umfassender Bericht zugestellt wird. Die KESB benötigt eine Einschätzung darüber, wie die aktuelle Situation innerhalb der Familie aussieht und welcher Veränderungsbedarf besteht. Ebenfalls soll geklärt werden, wie weit die Familie in der Lage und bereit ist, die nötigen Veränderungen anzugehen, in welchen Bereichen sie diese selbstständig umsetzen kann und wo sie welche Unterstützung benötigt und erhalten kann. Daraus kann sich der Bedarf nach einer längerfristigen Familienbegleitung, aber auch nach einer Unterstützung durch das soziale Netz, die Schule oder andere Fachdienste ergeben. Auch benannt werden muss, ob und in welcher Form eine Fremdplatzierung angezeigt ist. Selbstverständlich sollen sich die Klientinnen und Klienten während dieser Abklärungen ernst genommen fühlen und die grosse Arbeit, die sie in ihre Familie investiert haben, soll wertgeschätzt werden. Nur so kann eine gute Zusammenarbeit auch während des doch massiven Eingriffs ins Familienleben stattfinden. Dies beinhaltet auch eine Auswertung, die die Familienbegleitung mit der Familie allein durchführt und mitteilt, welche Inhalte an die KESB weitergegeben werden. Es ist immens wichtig, dass auch die Kinder in geeigneter Form informiert werden. Die Kinder müssen nachvollziehen können, was geschieht. Diese Aufgabe kann nicht den Eltern allein überlassen werden, da diese durch die Konfrontation mit den eigenen Defiziten stark belastet sind.

Eine sorgfältige Abklärung hilft, Folgekosten zu sparen

Häufig werden solche familieninternen Abklärungen in Fällen durchgeführt, in denen schon mehrere Meldungen von verschiedenen Seiten bei der KESB eingegangen sind. Eine Abklärung durch das KJZ wurde teilweise schon durchgeführt und brachte nicht die gewünschte Klarheit über die Vorgänge, Ressourcen und Defizite innerhalb der Familie. Die familieninterne Abklärung wird teilweise auch vom KJZ empfohlen. Eine familieninterne Abklärung kostet viel, sind es doch einige mehrstündige Einsätze, die die Familienbegleitung pro Woche in der Familie verbringt. Wenn jedoch dadurch erarbeitet werden kann, welche Unterstützung eine Familie wirklich braucht, können längerfristig Kosten gespart werden. Es können Platzierungen vermieden werden, weil sich zeigt, dass eine Familie mit einem weiteren Einsatz einer Familienbegleitung genügend unterstützt werden kann. In den Fällen, in denen es doch zu einer Platzierung kommt, kann im besten Fall eine Einschätzung darüber gemacht werden, welche Form die richtige ist, damit spätere Umpplatzierungen vermieden werden können.

Für eine Familie kann eine Familienbegleitung und insbesondere eine familieninterne Abklärung im ersten Moment ein Eingriff sein, der sie kränkt, zeigt er doch auf, dass sie als Eltern nicht genügen, dass sie nicht in der Lage sind, richtig auf ihre Kinder zu schauen. Oder sie resignieren und versuchen, die Elternarbeit auf die Familienbegleitung abzuwälzen, im Sinne von: «Endlich ist jemand da, der dem Kind sagt, was es zu tun hat.» Diese beiden Verarbeitungswege gilt es aufzufangen und so zu transformieren, dass die Familie darin bestärkt wird, zu erkennen, wie sie ihre Schwierigkeiten angehen kann und wo Veränderungsmöglichkeiten für eine eigenständige, selbstverantwortliche Bearbeitung bestehen. Gerade für die Kinder ist es wichtig, ihre Eltern als Menschen wahrzunehmen, die nicht hilflos sind, sich zwar Unterstützung holen, aber grundsätzlich in der Lage sind, ihr Leben selbstverantwortlich in einer Form zu meistern, die auch von der Gesellschaft anerkannt ist. Ist dies nicht möglich, bleibt voraussichtlich eine Prägung, die dazu führen könnte, dass auch die Kinder eines Tages wieder auf Hilfe ange-

wiesen sind, obwohl doch zuvor so viel investiert wurde. Wenn die Befähigung der Familie jedoch gelingt, können sich Eltern und damit auch die Kinder wieder als selbstwirksam ernst genommen und sicher fühlen. Die Familie und insbesondere die Kinder werden auch in ihrem Umfeld entsprechend wahrgenommen, was häufig dazu führt, dass sie eine ressourcen- und nicht mehr defizitorientierte Entwicklung machen können.

Dorothea Rüedi, ehemaliges Behördenmitglied KESB Bezirk Pfäffikon ZH, heute Ersatzbehördenmitglied

**«Einfach nur Kind
sein dürfen. Nicht
für alle Kinder
ist das selbstver-
ständlich.»**



**«Der Familien-
begleiter hilft uns,
wenn es Probleme
gibt oder wir
Streit haben.»**

David, 14 Jahre



«Dank der Familienbegleitung von Espoir sind wir heute so etwas wie eine normale Familie.»

Kinder, Jugendliche und Familien
ambulant begleiten

2014

«Meine Mutter lag immer auf dem Sofa.» Begleitung von Kindern psychisch kranker Eltern

Sabrina* musste als Kind mit ansehen, wie ihre Mutter tagelang im Wohnzimmer der vierköpfigen Familie P.* lag, von Selbstzweifeln geplagt. Unfähig, ihren Kindern etwas zu essen zu kochen oder sich um ihre anderen alltäglichen Bedürfnisse zu kümmern.

Die psychische Krankheit von Sabrinas Mutter bestimmte Rhythmus, Tonfall und Farbe des Alltags. Meist umhüllte das Leiden die Familie wie ein grosses, schwarzes Geheimnis. Nach aussen durfte nichts dringen. Freundinnen brachten Sabrina und ihre jüngeren Schwester nie nach Hause. Wie hätten sie erklären sollen, dass ihre Mama am helllichten Tag mit heruntergezogenen Storen auf dem Sofa lag?

Sabrinas Vater hielt die Familienwelt zwar zusammen, doch zum Spielen, Kuschneln und Lachen fehlte auch ihm die Kraft. Er war mit der Situation überfordert, eine kranke Frau und zwei Kinder zu betreuen. Zudem hatte er kaum Kenntnisse der Schweizer Kultur, wusste nicht, wie mit Schule oder Behörden umzugehen war. Er arbeitete zehn und mehr Stunden am Tag, aber das Geld reichte trotzdem immer nur knapp. Deutsch sprachen er und seine Frau nur wenige Brocken. Die 12-jährige Sabrina stellte sich den Wecker selbst, brachte ihre kleine Schwester zur Schule, besorgte die Einkäufe und verabreichte der Mutter die Medikamente. Sie achtete darauf, dass niemand merkte, wie schlimm es zu Hause war. Psychische Erkrankungen werden häufig in Familie und Umfeld verheimlicht. Bis es zum Kollaps des Systems kommt. Oder bis jemand von aussen darauf aufmerksam wird. Im Fall von Sabrina fiel ihrem Lehrer auf, dass sie zeitweise in der Schule sehr abwesend und bedrückt wirkte. Er vermisste die Sorglosigkeit, Spontanität und Lebhaftigkeit, die er bei anderen Kindern gewohnt war, und reichte daher eine Gefährdungsmeldung ein. Trotz allem war Sabrina eine gute und fleissige Schülerin.

Stabilität durch enge Begleitung

Espoir hat langjährige Erfahrung in der Begleitung von Kindern psychisch kranker Eltern. Im Auftrag eines Sozialzentrums der Stadt Zürich übernahm Espoir die Familienbegleitung der Familie P. mit dem Ziel, einerseits die Eltern zu befähigen, ihre erzieherische Verantwortung wahrzunehmen, um die Kinder zu entlas-

ten, sowie andererseits die Familie stärker zu vernetzen, so dass das System tragfähiger werden konnte. Zwei Familienbegleitende von Espoir betreuten die Familie abwechselnd über einen längeren Zeitraum. Anfänglich besuchten sie sie dreimal wöchentlich à je drei Stunden, später konnten die Besuche reduziert werden. Espoir half beispielsweise bei der Suche nach einem Psychiater für die Mutter. Anfänglich konnte Frau P. den Weg zum Arzt nicht selbstständig bewältigen und musste begleitet werden. Frau P. nahm die Medikamente nur unregelmässig ein – manchmal vergass sie sie oder nahm die doppelte Dosis ein. Nach der Einnahme der Medikamente war sie oft müde und antriebslos. Sie hat am Morgen verschlafen und die Kinder mussten alleine zur Schule. Dort kamen sie daher häufig nicht rechtzeitig an. Dank der engen Zusammenarbeit mit dem Arzt erfolgte später eine Umstellung auf ein Depotpräparat, weil Frau P. mit der oralen Einnahme überfordert war. Zudem organisierte Espoir die Spitex zur Unterstützung von Frau P. bei körperlicher Hygiene und zur Anleitung im Haushalt.

Die Familienbegleitung half den Eltern bei der Suche nach einem Deutschkurs, begleitete sie zu Schulgesprächen und half beim Aufbau einer Tagesstruktur für die Mutter. Herr P. erhielt Unterstützung bei der Erziehung der Kinder und im Umgang mit seiner kranken Frau, bei administrativen Angelegenheiten und bei der Ablösung von der Sozialhilfe. Zudem vermittelte Espoir den Eltern Möglichkeiten für kostengünstige Aktivitäten für Kinder. Sabrina wurde von den Erziehungsaufgaben für ihre Schwester und der Medikamentenabgabe entlastet. Die Familienbegleitung half ihr dabei, sich abzugrenzen, eigene Interessen kundzutun und der Mutter etwas zuzutrauen. Auch bei der Lehrstellensuche hat Espoir geholfen.

Sabrina ist kein Einzelfall

Rund 4000 Kinder, so schätzt man aufgrund einer Studie des Departements für Soziale Arbeit der ZHAW, der Integrierten Psychiatrie Winterthur und der Kinderklinik des Kantonsspitals Winterthur, leben allein im Kanton Zürich in der Obhut eines psychisch kranken Elternteils. Mindestens 20000 sollen es landesweit sein – eine Nationalfondsstudie aus dem Jahr 2003 spricht gar von mindestens 50000. Jede dritte psy-

chisch kranke Frau und jeder sechste psychisch kranke Mann sind Eltern von ein oder mehreren Kindern. Und die Anzahl der Diagnosen psychischer Erkrankungen nimmt zu. Die Dunkelziffer ist aber noch viel höher. Denn über psychische Probleme spricht man nicht. Und so erfährt selbst die engste Umgebung oft erst dann etwas, wenn alle Stricke längst gerissen sind.

Wenn eine Mutter oder ein Vater emotional abwesend ist und sich seltsam verhält, ist das Kind verwirrt. Und wenn es für das Verhalten der Eltern keine Erklärung hat, nicht weiss, dass es sich dabei um eine Krankheit handelt, reimt es sich etwas zusammen. Meist bedeutet dies, dass das Kind sich selbst die Schuld für das Verhalten des Elternteils gibt. Denn es liegt in der Natur der kindlichen Psyche, dass es die Welt aus egozentrischer Sicht wahrnimmt: «Ich habe nicht aufgeräumt, deshalb geht es Mami schlecht.»

Kinder passen sich psychisch den Bedingungen zu Hause an. Sie schlittern wie Sabrina oft in eine Erwachsenenrolle, die sie massiv überfordert: den Haushalt erledigen, Mama trösten, daheim bleiben, statt mit Freundinnen zu spielen – brav sein in der Hoffnung, dass die Lebensgeister der abgedrifteten Eltern wieder zurückkehren. Weil aber oft ungewiss ist, ob und wann die Eltern wieder gesund werden, erklärt die Familienbegleiterin von Espoir dem Kind, was die Krankheit der Mama ist, woher sie kommt und wie es damit umgehen kann. Das Kind sucht die Schuld nicht mehr bei sich selber. Oberstes Ziel der sozialpädagogischen Begleitung von Kindern psychisch kranker Eltern von Espoir ist es, dass eine Fremdplatzierung verhindert werden kann und die Eltern die Verantwortung für die Erziehung ihrer Kinder ihren psychischen Fähigkeiten entsprechend wahrnehmen können. Die Kinder lernen die Unzulänglichkeiten ihrer Eltern verstehen und können sich ohne Schuldgefühle entwickeln. Die Eltern erfahren, dass sie trotz Erkrankung Eltern sein können. Sie wissen, wann und wo sie Hilfe annehmen müssen. Auch die Belastbarkeit des gesunden Elternteils wird berücksichtigt.

Das Umfeld muss mitziehen

Je nach Intensität und Verlauf einer psychischen Krankheit kann es zu geringen bis ausgeprägten Einschränkungen des Familienlebens kommen. Es bedarf deshalb einer individuellen Lösung pro Familie. Eine

enge Zusammenarbeit mit anderen involvierten Institutionen oder zum Beispiel mit ärztlichem oder therapeutischem Fachpersonal oder Lehrpersonen, ist für den Erfolg der Familienbegleitung sehr wichtig. Nach einem langen und intensiven Familienbegleitungseinsatz kann für Familie P. eine positive Bilanz gezogen werden: Die Eltern übernehmen zunehmend die Erziehungsverantwortung. Die Kinder haben gelernt, eigene Bedürfnisse wahrzunehmen. Durch die regelmässige Einnahme der Medikamente konnte Frau P. zunehmend am Leben ihrer Kinder teilnehmen und war motiviert, Deutsch zu lernen. Zudem erhielt sie eine Invalidenrente. Die Familie konnte sich von der Sozialhilfe lösen und sie gingen erstmals gemeinsam in die Ferien. Sabrina ist heute 24 Jahre alt, Informatikerin und eine aufgeschlossene, selbstbewusste junge Frau. «Dank der Familienbegleitung von Espoir sind wir heute so etwas wie eine normale Familie», fasst sie die zurückliegenden Jahre zusammen.

Danielle Silberschmidt Lioris, Mitarbeiterin Espoir

* Namen geändert

Kommentar

Kinder und Jugendliche mit einem psychisch erkrankten Elternteil sind mehr Belastungen ausgesetzt und haben ein deutlich erhöhtes Risiko, selbst psychische Störungen zu entwickeln. Nach vorsichtigen Schätzungen haben in der Schweiz mindestens 20 000 bis 50 000 Kinder und Jugendliche einen psychisch erkrankten Elternteil – genaue Zahlen sind nicht bekannt.

Erziehungsschwierigkeiten und psychische Probleme der Eltern zählen bei Espoir zu den häufigsten Interventionsgründen. Die psychische Erkrankung der Eltern beeinträchtigt das Zusammenleben der Familie in der Regel längerfristig. Die Familienbegleitung unterstützt die Eltern, trotz ihrer Krankheit ihre Elternrolle wahrzunehmen und die Bedürfnisse ihrer Kinder zu erkennen. Die Mitarbeitenden von Espoir vermitteln den Kindern Halt und Stabilität, leisten situationsabhängige Unterstützung, fördern die Vernetzung der Kinder mit ihrem Umfeld und thematisieren mit ihnen altersadäquat die Krankheit der Eltern. Die Kinder erhalten in angemessener Form Hilfe zur Selbsthilfe, um schwierige Situationen zu bewältigen. Die Intensität der Begleitung ist abhängig vom Befinden des kranken Elternteils und wird bedarfsorientiert gestaltet.

2020

«An viele Inputs erinnere ich mich auch heute noch.» Langzeitwirkung von Sozialpädagogischer Familienbegleitung

Sozialpädagogische Familienbegleitung (SPF) ist anspruchsvoll, vielschichtig und findet zeitlich befristet statt. Am Beispiel eines SPF-Auftrags, der seit mindestens einem Jahr abgeschlossen ist, beschreiben wir die Langzeitwirkung dieser aufsuchenden Familienarbeit auf die betroffene Familie und das betroffene Kind. Dafür haben wir die seinerzeit verantwortliche Familienbegleiterin gebeten, uns den damaligen SPF-Auftrag vorzustellen. Ausserdem haben wir Interviews mit der betroffenen Mutter und dem Kind sowie der involvierten Beistandsperson geführt. Aus Datenschutzgründen geben wir das Gespräch in anonymisierter Form wieder.

Die Sicht der Familienbegleiterin

Wie lautete der Auftrag?

Espoir erhielt den Auftrag offiziell über die zuständige Beiständin. Er beinhaltete den ausdrücklichen Wunsch der Mutter, durch mich in der Erziehung ihres Sohnes unterstützt zu werden. Die Mutter kannte mich bereits.

Das bedeutet, es gab vorgängig bereits andere Interventionen bei der Familie?

Ja, einerseits die Errichtung einer Beistandschaft für die Familie und andererseits der Besuch der Mütter- und Väterberatung im Quartier. Ausserdem hatte ich die Familie bereits direkt nach der Geburt des Sohnes begleitet.

Welche konkreten Ziele wurden für die SPF formuliert? Und wurden diese erreicht?

Allgemein ging es um Unterstützung in der Erziehung. Dazu wurden folgende Ziele formuliert:

- Die Mutter wird in ihren Erziehungskompetenzen gestärkt.
- Der Sohn respektiert die Mutter in ihrer Rolle.
- Erarbeitete Regeln werden eingehalten.
- Konsequenzen werden durchgesetzt.

Die Dauer der SPF war vergleichsweise kurz. Dies hing auch damit zusammen, dass die Mutter einen

überwiegenden Teil der Kosten selber tragen musste. Zudem wollte sie zwischenzeitig mit der SPF pausieren, um die vielen Inputs zu festigen und zu üben. Auf diesen Wunsch konnten wir eingehen und es gelang uns mehrheitlich, die Ziele zu erreichen.

Welche konkreten Interventionen hast du in der Familie und beim Kind vorgenommen?

Wir haben zum Beispiel den Tagesablauf strukturiert und gemeinsam neue Regeln aufgestellt. Dazu haben wir verschiedene Sanduhren spielerisch eingesetzt, Pläne erarbeitet und auch ein Belohnungssystem eingeführt. Der Sohn ist körperlich sehr aktiv. Daher habe ich der Mutter viele Anregungen für Aktivitäten im Freien gegeben und diese auch gemeinsam mit ihr und ihrem Sohn umgesetzt. Um dem Sohn mehr soziale Kontakte zu ermöglichen, haben wir ihn gemeinsam beim Schulsport und bei der Pfadi angemeldet. Ausserdem habe ich der Mutter geraten, eher spielerisch auf ihren Sohn einzugehen. Besonders gut hat er reagiert, als seine ihm vertrauten Stofftierbegleiter für Rollenspiele sowie als Sprachrohr und Vermittler zwischen uns eingesetzt wurden. Eine weitere Intervention von mir zielte darauf ab, die Mutter zu stärken, ihr immer wieder aufzuzeigen, was sie gut macht, und mit ihr an der Selbstfürsorge zu arbeiten. Dazu gehörte u.a., ihr aufzuzeigen, wie und wo sie sich als Alleinerziehende Entlastung verschaffen kann. Auch musste sie lernen, nicht ständig auf die Forderungen des Sohnes einzugehen. Weiter habe ich sie darin unterstützt, eine ADHS-Abklärung ins Rollen zu bringen.

Mit wem hast du im Umfeld der Familie zusammengearbeitet?

Ich hatte vor allem Kontakt zum Kindergartenlehrpersonal und zu den Betreuungspersonen vom Hort. Bei einigen Gesprächen war ich persönlich dabei und habe die Mutter unterstützt. Sie hat sich zu dieser Zeit vieles nicht zugetraut, sich selber schlechtgemacht und schuldig gefühlt. Es ging mir dabei in erster Linie um die Stärkung der Mutter, aber auch darum, die Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus zu intensivieren, damit der Sohn besser unterstützt ist. Auch hatte ich regelmässig Kontakt zur Beiständin. Alle

drei Monate fand eine Standortbesprechung mit allen Beteiligten statt. Dabei wurden u.a. die formulierten Ziele überprüft. Sonstige Informationen oder Rückfragen wurden wenn nötig zwischenzeitlich bearbeitet.

Gab es Widerstände seitens der Mutter oder des Kindes?

Nein, in diesem Fall gab es keine Widerstände.

Woran waren in der Familie und beim Kind die Fortschritte und Veränderungen sichtbar?

Bei der Mutter waren Veränderungen in ihrer Haltung und im Umgang mit ihrem Sohn sichtbar. Sie konnte nach einer gewissen Zeit ihre Forderungen an ihn viel klarer formulieren. Auch gelang es ihr immer besser, einen «Täubelianfall» ihres Sohnes auszuhalten. Der Sohn hatte zunehmend ruhigere Momente. Es gelang ihm, länger am Tisch sitzen zu bleiben, sich im Spiel zu verweilen oder sich nach einem Wutanfall schneller zu beruhigen.

Wie lange dauerte die SPF?

Rund sechs Monate, was eher eine kurze Zeit für eine SPF ist.

Gibt es normalerweise nach offiziellem Abschluss einer SPF noch Kontakt zwischen dir und der Familie?

Normalerweise nicht. Ich hatte jedoch in diesem Fall mit der Mutter noch einige Monate nach der Begleitung vereinzelt kurze SMS-Kontakte wie Feriengrüsse, Neujahrswünsche u. ä.

Die Sicht der Mutter

Wie wurden Sie auf die anstehende SPF vorbereitet beziehungsweise darüber informiert?

Ich kannte die Sozialpädagogische Familienbegleitung bereits von der Zeit, als mein Sohn auf die Welt kam. Die Auflage bekam ich zu dieser Zeit durch die Beiständin. Die SPF wurde bereits damals durch die gleiche Person von Espoir durchgeführt wie vor zwei

Jahren. Dieses Mal, weil es zunehmend Schwierigkeiten im Kindergarten gab, sodass die Lehrpersonen darauf pochten, dass wir Unterstützung in Anspruch nehmen. Es war dann für mich naheliegend, wieder bei der gleichen Person anzufragen, ob sie Kapazität hat. Ich habe das Ganze so selber ins Rollen gebracht.

Waren Sie einverstanden oder mussten Sie einwilligen?

Ich war einverstanden damit, ich habe ja selber die Sozialpädagogische Familienbegleiterin als Unterstützung vorgeschlagen. Ich war sehr froh darüber, dass nochmals die gleiche Person einsteigen konnte.

Hatten Sie eine Vorstellung, was Sie in Ihrem Familienleben ändern wollten?

Ja, die hatte ich. Ich hatte den Wunsch, dass der Umgang mit meinem Sohn etwas einfacher und besser wird. Er hat eine Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS), was manchmal den Umgang mit ihm schwierig macht.

Hatten Sie Bedenken, Ängste oder Erwartungen?

Bedenken oder Ängste hatte ich keine. Erwartungen hatte ich allerdings schon. Vor allem, dass der Umgang mit meinem Sohn besser wird und ich konkrete Tipps von der Familienbegleiterin dazu erhalte.

An welchen Themen haben Sie mit der Familienbegleiterin gearbeitet?

Ein Thema war die Gestaltung gewisser Tagesabläufe. Die Esssituation, das Zubettgehen, sich anziehen, TV schauen oder das Zähneputzen gestalteten sich manchmal als grosse Herausforderung mit meinem Sohn. Mit der Familienbegleiterin habe ich konkret an diesen Abläufen gearbeitet. Wir gestalteten zusammen ein Plakat, damit der Ablauf für meinen Sohn bildlich dargestellt ist und er ihm folgen konnte. Zusätzlich hat mir die Familienbegleiterin den Tipp gegeben, mit unterschiedlich langen Sanduhren zu arbeiten, sodass mein Sohn die dafür vorgesehene Zeit einfacher einzuhalten lernt. Ein weiterer Schwerpunkt

war das Aufgleisen einer Abklärung. Durch die Familienbegleiterin wurde diese ins Rollen gebracht, was schliesslich die Diagnose ADHS bei meinem Sohn hervorbrachte.

Was fanden Sie dabei gut, was hat Sie eher gestört oder was war schwierig?

Ich hatte ein sehr gutes Verhältnis zur Familienbegleiterin. Ihre Inputs waren sehr hilfreich, insbesondere fand ich das bildliche Darstellen eine sehr gute Unterstützung, auf diese Idee wäre ich selber nicht gekommen. Gestört hat mich eigentlich nichts.

Was hat die SPF in Ihrem Familienleben bewirkt?

An viele Inputs erinnere ich mich auch heute noch und wende sie ab und zu an, zum Beispiel die Sanduhren. Längerfristig hat mir die SPF aufgezeigt, dass ich dranbleiben muss, auch wenn es teilweise schwierig ist, immer weiterzumachen. Bei meinem Sohn bedeutete dies konkret, dass die Abklärung gemacht wurde und er nun durch Medikamente und eine Therapie unterstützt wird. Des Weiteren hat die SPF mein Selbstbewusstsein gefördert. Immer wieder habe ich an mir und meinen Fähigkeiten gezweifelt – durch die Familienbegleiterin wurde ich gestärkt, was für mich persönlich eine sehr gute Unterstützung war.

Wie haben Sie sich auf den Abschluss vorbereitet?

Die SPF war bei mir befristet, auch weil ich Selbstzahlerin war. Ausserdem stand bei der Familienbegleiterin ein interner Jobwechsel an. Die Familienbegleiterin und ich haben mit meinem Sohn den Abschluss thematisiert und einen gemeinsamen Ausflug gemacht.

Was wäre passiert ohne SPF?

Diese Frage finde ich schwierig zu beantworten. Vermutlich wäre es auch so irgendwie gegangen. Die SPF hat aber definitiv einen Anstoss gegeben, meinem Sohn noch bessere Unterstützung zu geben. Die Tipps waren sehr hilfreich. Mein Sohn geht heute wieder, wie bereits im Kindergartenalter, in die Psychomotorik. Ich selber bin in einem guten Austausch mit der ehemali-

gen Spieltherapeutin, die auch eine Ansprechperson für erzieherische Fragen sowie auch zuständig für die Verschreibung der Medikamente ist.

Die Sicht der Beiständin

Was hat Sie dazu bewogen, Espoir mit einer SPF für diese Familie zu beauftragen?

Die Kindsmutter hatte bereits im Jahr 2012 eine SPF mit Espoir gehabt und dabei sehr gute Erfahrungen gemacht. Ihr Sohn kam 2017 in die erste Klasse. Es zeigte sich bereits im Kindergarten, dass die schulische Situation schwierig ist, insbesondere das Thema Regeln und Grenzen einhalten. Von Seiten der Schule und auch des schulpsychologischen Diensts wurde die Mutter auf das Angebot einer SPF aufmerksam gemacht. Da sie dies bereits kannte, hat sie es gleich selbst in die Hand genommen und bei Espoir und sogar der gleichen Person wie 2012 um Unterstützung gebeten. Ich habe dann von behördlicher Seite die Indikation geklärt und auf Wunsch der Mutter Espoir den Auftrag gegeben, die Familie in erzieherischen und schulischen Belangen zu unterstützen.

Welche Erwartungen und Ziele standen am Anfang der Begleitung?

Die wichtigste Zielsetzung war, dass Regeln und Strukturen zu Hause eingehalten werden können. Diese waren bei der Familie zwar gegeben, aber sie einzuhalten und durchzusetzen, war die Schwierigkeit. Für mich war wichtig, dass die Mutter in ihrer erzieherischen Kompetenz gestärkt wird und sie Unterstützung erhält für die schulischen Belange ihres Sohnes, die teilweise schwierig waren.

Welche Entwicklung konnten Sie bei Abschluss der SPF in der Familie und beim Kind feststellen?

Die SPF, die bei der Familie circa ein halbes Jahr dauerte, war eine wie aus dem Bilderbuch. Die Mutter war sich bewusst, dass es eine Veränderung brauchte. Sie holte sich eigenständig Unterstützung und war sehr motiviert, mitzuarbeiten. Dies sind sehr gute Voraussetzungen. Es konnten alle Anliegen bearbeitet wer-

den und die SPF war somit erfolgreich. Weiter war von Vorteil, dass sich die Familienbegleiterin und die Mutter bereits von einer früheren SPF kannten. So mussten sie nicht bei Punkt null ansetzen, da bereits ein Vertrauensverhältnis vorhanden war und sie schneller in die Handlungsebene übergehen konnten. Die Mutter ist als Alleinerziehende und im Hinblick auf die besonderen Bedürfnisse ihres Sohnes mit grossen Herausforderungen konfrontiert. Durch die SPF hat sie damit einen besseren Umgang gefunden. Sie hat viele konkrete Werkzeuge erhalten, um mit den (Wut-)Ausbrüchen ihres Sohnes umzugehen. Vor allem konnte die Mutter lernen, solche schwierigen Situationen auszuhalten und nicht ständig darauf zu reagieren. So zeigte sich schnell eine Veränderung. Die Ausbrüche wurden weniger und ihre Dauer wurde kürzer. Auch auf die soziale Situation wurde bei der SPF eingegangen. Der Sohn und auch die Mutter hatten ausserhalb der Schule/des Kindergartens wenige soziale Kontakte. Der Sohn verbrachte viel Zeit mit Erwachsenen und seiner Mutter. Durch den Schulsport und weitere Freizeitaktivitäten konnte er mehr Kontakte knüpfen, was ihm sehr guttat.

Welche Langzeitwirkungen der SPF nehmen Sie bis heute bei der Familie/beim Kind wahr?

Die SPF brachte vor allem zu Hause Veränderung. Die Mutter hat gelernt, anders mit ihrem Sohn umzugehen, und dieser hat dementsprechend positiv darauf reagiert. Das zeigt sich auch, indem er die Regeln und Strukturen in der Schule besser einhalten kann. Die Familienbegleiterin hat in Zusammenarbeit mit der Mutter aber auch andere Unterstützungsformen für den Sohn aufgeleitet. Zuerst nahm er im Kindergarten am Psychomotorik-Unterricht teil. Es stellte sich aber heraus, dass eine Spieltherapie hilfreicher sein könnte, und so wurde diese zusammen mit der Familienbegleiterin installiert. Die Abklärung bezüglich ADHS wurde ebenfalls ins Rollen gebracht. Durchgeführt wurde sie zwar erst, als die SPF bereits beendet war. Dennoch wurde zusammen mit der Familienbegleiterin nochmals genau geprüft, was das Kind brauchte und welche ambulante Begleitung es zukünftig benötigte.

War der Zeitpunkt des Abschlusses aus Ihrer Sicht passend?

Ja, es war alles sehr passend. Die Mutter konnte den Zeitpunkt des Abschlusses in diesem Fall weitgehend selbst bestimmen. Es passte aber auch, da die Familienbegleiterin intern zur gleichen Zeit ihre Stelle wechselte. Und für mich war wichtig zu sehen, dass die Mutter ihren Umgang mit dem Sohn veränderte und sich dessen schulische Situation immer mehr entspannte.

Hat die Familie inzwischen erneut Unterstützung in Form von SPF benötigt oder auch eine andere Form von Unterstützung erhalten?

Nein, die Familie hat keine weitere Unterstützung nötig. Es hat sich gezeigt, dass die SPF längerfristig wirkt. Die Mutter konnte die Ratschläge der Familienbegleiterin zu Hause umsetzen. Es fiel ihr alles etwas leichter, was wiederum einen positiven Einfluss auf das Kind und die Situation in der Schule hat.

Petra Krippner, Mitarbeiterin Espoir



«Bei meiner Arbeit und bei den vielen Begegnungen mit den verschiedensten Menschen hat mich Espoir immer sehr unterstützt und begleitet. So konnte ich meine fachlichen und persönlichen Ressourcen immer ganz für die Familien einsetzen und erlebte in den vielen Jahren viel Freude und Positives!»

Christa Potzinger, ehemalige Familienbegleiterin Espoir

«Die SPF hat mein Selbstbewusstsein gefördert. Immer wieder habe ich an mir und meinen Fähigkeiten gezweifelt – durch die Familienbegleiterin wurde ich gestärkt, was für mich persönlich eine sehr gute Unterstützung war.»

Familie, die von Espoir mit SPF begleitet wurde



2012

Resilienz – Zauberformel für stark belastete Kinder und Jugendliche?

Kinder und Jugendliche entwickeln sich hinsichtlich der altersabhängigen Anforderungen und Meilensteine (z.B. laufen lernen, Schuleintritt, Pubertät) mit einer gewissen Variabilität ähnlich und sind gleichzeitig doch sehr verschieden. Das macht jedes Kind auf seine Weise zu etwas Besonderem und Einzigartigem.

Wie verhält sich ein Kind nun, wenn zu den altersgemässen Anforderungen und Herausforderungen, die jedes Kind in Abständen zu bewältigen hat, widrige Umstände kommen, z.B. Armut, chronische Krankheit, ständige familiäre Konflikte, erzieherische Überforderung, Sucht, Gewalt oder eben auch die psychische Erkrankung eines Elternteils? In diesen Fällen ist es für die Entwicklung eines Kindes und vielleicht sogar für sein weiteres soziales, schulisches, persönliches und berufliches Gedeihen entscheidend, welcher Umfang an Ressourcen zur Verfügung steht. Individuelle in einer Familie oder in der näheren Umgebung eines Kindes verfügbare Ressourcen fördern seine Resilienz, also die Widerstandsfähigkeit. Kinder reagieren sehr unterschiedlich auf innere oder äussere Stressfaktoren. Manche können gut damit umgehen, suchen kreative Lösungen oder haben eine andere enge Bezugsperson innerhalb oder ausserhalb der Familie, die sie fördert, wertschätzt und der sie ihre Sorgen und Nöte anvertrauen können. Manche Kinder lassen sich nicht so schnell unterkriegen, lassen sich von Misserfolgen nicht entmutigen, sind sozial kompetent, gehen auf andere zu und verfügen über ein gesundes Mass an Selbstvertrauen. Diese Kinder werden als resilient bezeichnet. Sie sind häufig intelligenter als andere Kinder, neugierig, anpassungsfähig und belastbar.

Doch bei psychischer Erkrankung eines Elternteils kann nur etwa ein Drittel der Kinder auf diese individuellen Stärken oder auf ein funktionierendes Beziehungsnetz zurückgreifen. Ein weiteres Drittel betroffener Kinder und Jugendlicher wird unter diesen widrigen Umständen leiden und mit erhöhter Wahrscheinlichkeit von seelischen Problemen und Erkrankungen betroffen sein. Das letzte Drittel entwickelt häufig selbst psychische Störungen. Diese Kinder haben zu wenige Ressourcen oder Resilienzfaktoren, die sogenannten Stressoren überwiegen. Sie sind vielleicht auch ver-

letzlicher als die erstgenannte Gruppe, ihre Vulnerabilität überwiegt.

Was bedeutet dies nun für die Kinder und Familien?

Zunächst ist es wichtig, dass sich ein betroffenes Kind, ein Jugendlicher, der betroffene Elternteil oder sein gesunder Partner einer anderen Person anvertraut und über seine Situation sprechen kann. Manchmal gelingt es, innerhalb der Familie, in der Verwandtschaft oder Nachbarschaft Unterstützung zu erhalten. Andernfalls ist es wichtig, dass andere Menschen, insbesondere auch direkt oder indirekt involvierte Fachpersonen (z.B. Mütter-Väter-Beraterinnen, die Sozialpädagogische Familienbegleitung, Kindergärtnerinnen oder Lehrpersonen, Haus- oder Kinderärzte) Hinweise für Überforderungssituationen und Vernachlässigung sowie allenfalls auch gewisse Anzeichen einer psychischen Störung bei Kindern und Eltern erkennen und diese selbst oder nach Rücksprache mit ihren Vorgesetzten zum Thema machen.

Es ist bedeutsam, nicht nur z.B. ein gebrochenes Bein nach einem Skiunfall, sondern auch psychische Erkrankungen anzusprechen, die mittlerweile neben Herz-Kreislauf-Erkrankungen zu den häufigsten Erkrankungen der Bevölkerung in der Schweiz zählen. Oftmals trauen sich Kinder und betroffene Eltern aus Angst oder Scham heraus nicht, über ihre Erkrankung oder ihre Überforderung zu sprechen. Manchmal negieren sie ihre Erkrankung und lehnen sämtliche Unterstützung ab. Dann ist es umso wichtiger, dass Fachpersonen mit der Bedeutung der Auswirkungen einer elterlichen psychischen Erkrankung auf deren Kinder und das gesamte Familiensystem vertraut sind und gut mit dem regionalen medizinischen und psychosozialen Versorgungs- und Unterstützungssystem vernetzt sind.

In Winterthur entstand durch eine enge interdisziplinäre Zusammenarbeit verschiedenster Fachpersonen aus dem Kinder- und Erwachsenenversorgungssystem unter der Leitung der Integrierten Psychiatrie Winterthur, dem Sozialpädiatrischen Zentrum Winterthur und dem Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst des

Kantons Zürich das Winterthurer Versorgungs- und Präventionsprojekt für Kinder psychisch erkrankter Eltern (wikip). Mit dem Projekt wird das Ziel verfolgt, durch die vier Säulen Früherkennung/-intervention, soziale Unterstützung, Therapie/Beratung und Kinderschutz zu einer Verbesserung der Situation betroffener Kinder, Jugendlicher und Familien beizutragen. So konnten bereits verschiedene Massnahmen in der regionalen Versorgung umgesetzt werden und für andere konnten Partnerorganisationen dafür gewonnen werden, sich an der Umsetzung zu beteiligen. Insbesondere bietet auch die Sozialpädagogische Familienbegleitung die Möglichkeit, durch die besondere Nähe und längerfristige Betreuung von Familien auf spezifische Bedürfnisse von Familien mit psychisch erkrankten Eltern einzugehen. Das Resilienzpotenzial von Kindern und Jugendlichen kann individuell überprüft und allfällige Unterstützungs- und Fördermassnahmen können spezifisch eingeleitet werden, damit Entwicklungsschritte erfolgreich bewältigt werden können. Eine hohe Bedeutung kommt der mittel- und langfristigen Betreuung betroffener Familien zu, da betroffene Familien häufig eine Mehrfachbelastung aufweisen. Daher ist es nur zu unterstützen, dass Organisationen wie Espoir neben Fachkompetenz, Beratung und Unterstützung eben auch Hoffnung vermitteln. Hoffnung gepaart mit der Förderung individueller Bedürfnisse, von Umgebungs- und Resilienzfaktoren lassen Kinder und Jugendliche stark werden.

Kurt Albermann, Chefarzt Sozialpädiatrisches Zentrum und stv. Direktor Departement Kinder- und Jugendmedizin, Kantonsspital Winterthur

Kommentar

Die psychische Erkrankung eines Elternteils kann das Familiengefüge ziemlich durcheinander wirbeln. Besonders die Kinder werden dabei vor grosse Herausforderungen gestellt. Sie haben jedoch gute Entwicklungschancen, wenn die Eltern und die Angehörigen offen mit der Erkrankung umgehen und sich die Kinder auf mehrere tragfähige Beziehungen und anregende Kontakte stützen können – auch ausserhalb der eigenen Familie.

2020 haben Espoir und Pro Infirmis Zürich in enger Zusammenarbeit das Projekt «Ponto – Patenschaften für Kinder psychisch erkrankter Eltern» ins Leben gerufen. Sie möchten mit dem niederschweligen Unterstützungsangebot einen gesellschaftlichen Beitrag zum Verständnis für psychische Erkrankungen leisten und einer möglichen sozialen Isolierung betroffener Personen und deren Kinder entgegenwirken.

Auch wikip hat sich seit dem Erscheinen des Artikels 2012 verändert. Um die Erfahrungen aus dem Projekt zu teilen und die Angebote weiterzuentwickeln, wurde 2014 das Institut Kinderseele Schweiz (iks) gegründet, eine gemeinnützige nationale Stiftung, die sich den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen aus Familien mit einem psychisch erkrankten Elternteil widmet und sich mit seinem vielfältigen Angebot auch an Fachpersonen richtet. iks bietet unter anderem anonyme und kostenlose E-Beratung an sowie persönliche Beratung, Hilfe und Unterstützung bei der psychischen Erkrankung eines Elternteils und diverse Kurzfilme zu psychischen Erkrankungen.

2014

Kleine Kinder verstehen

Entwicklungspsychologische Beratung: Familienbegleitung per Video

Die Entwicklungspsychologische Beratung (EPB) ist ein videobasiertes Unterstützungsangebot zur Förderung der elterlichen Feinfühligkeit gegenüber ihren Kindern im Säuglings- und Kleinkindalter. Sie dient dem Aufbau einer gelungenen Eltern-Kind-Beziehung und einer sicheren emotionalen Bindung beim Kind.

EPB sensibilisiert die Eltern anhand von Videosequenzen für die individuellen Fähigkeiten und Bedürfnisse des Kindes, vermittelt ihnen Wissen zur kindlichen Entwicklung und stärkt das elterliche Selbstwertgefühl. Eine sichere emotionale Bindung beim Kind gilt als ein wesentlicher Schutzfaktor bei späteren Belastungen und bei der Bewältigung von schwierigen Lebenssituationen. Durch die EPB soll Entwicklungs- und Verhaltensschwierigkeiten in der Interaktion zwischen Eltern und Kind vorgebeugt beziehungsweise sollen diese frühzeitig erkannt werden. Dabei liegt der Fokus der Beratung auf der Beobachtung des Kindes mit seinen individuellen Kompetenzen und Bedürfnissen.

Wer profitiert von EPB?

EPB richtet sich gleichermaßen an:

- Familien mit Säuglingen und Kleinkindern in besonderen Lebenssituationen, zum Beispiel frühgeborenen, behinderten oder kranken Säuglingen
- Pflegefamilien bei der Aufnahme von Säuglingen oder Kleinkindern oder beim Kontaktaufbau zwischen dem Baby/Kleinkind und den leiblichen Eltern
- unsichere und (vor-)belastete Eltern, u.a. sehr junge, psychisch kranke, suchtkranke oder auch kognitiv schwache Eltern
- Familien mit entwicklungspsychologischem Interesse

EPB basiert auf einer wertschätzenden und ressourcenorientierten Haltung gegenüber den Eltern. Ausgangspunkt der Beratung ist immer die Beobachtung des Kindes mit seinen individuellen Kompetenzen und Bedürfnissen. Dabei wird die elterliche Sensibilität gefördert, die Signale ihres Säuglings/Kleinkindes wahrzunehmen. Bei einer Beratung werden mit den Eltern

kurze Filmaufnahmen von alltäglichen Interaktionen, zum Beispiel einer Wickel-, Fütter- oder Spielsequenz, mit ihrem Säugling oder Kleinkind gemacht. Beim Videofeedback werden kurze Ausschnitte von gelungenen Interaktionen betrachtet, zum Beispiel: Ein Kind weint, während es gewickelt wird, der Elternteil nimmt das Kind auf den Arm, singt ein Lied und wiegt es sanft hin und her, das Kind hört auf zu weinen, entspannt sich und nimmt mit dem Elternteil Blickkontakt auf. Dabei wird der Fokus auf die Fähigkeiten und Stärken des Kindes gelegt. Gerade diese wertschätzende Arbeit mit den Videobildern erlaubt den Eltern, auch bei grösseren psychosozialen Belastungen einen positiven Blick auf ihr Kind und auf ihre Rolle als Mutter oder Vater zu erhalten und diese im Alltag zu nutzen.

Fallbeispiel Sabine*

Eine wichtige Voraussetzung für den Beginn einer Beratung ist, dass die Eltern selber ein Beratungsanliegen haben. Dieses Anliegen muss nicht zwingend mit dem «Arbeitsthema» übereinstimmen, das die Beraterin sieht. So war es zum Beispiel Frau Weber* nicht mehr möglich, ihr zweijähriges Mädchen Sabine zu wickeln, da sich diese stark weinend mit Händen und Füßen gegen das Windelwechseln wehrte. Frau Weber war aufgrund dieses Verhaltens ihrer Tochter verzweifelt und konnte sie schliesslich nur noch mit Hilfe ihres Mannes, der Sabine auf dem Wickeltisch festhielt, im Eiltempo wickeln. Frau Webers Beratungsanliegen war, dass sie Sabine endlich dazu bringen konnte, ruhig auf dem Wickeltisch zu liegen. Das Beratungsthema der Beraterin war aber, dass Frau Weber beginnen sollte, mit Sabine zu sprechen. Sie sollte Sabine erklären, dass sie jetzt Windeln wechseln wolle, dass sie sie auf den Wickeltisch lege und gut verstehe, dass Sabine jetzt keine Lust auf das Wickeln habe, dass dies jetzt aber nötig sei, weil die Windel voll sei. Auch könnte sie ihre Tochter ins Geschehen einbeziehen, indem sie helfen darf durch das Halten von Feuchttüchern oder Creme, die sie dann der Mutter geben kann, wodurch auch eine Interaktion stattfindet. Für die Familienbegleiterinnen und Familienbegleiter ist es immer wieder sehr eindrücklich zu erleben, wie viel einfacher und nachhaltiger es für die Eltern ist, durch die Videobilder Anregungen für kleine Veränderungen gegenüber ih-

rem Kind zu bekommen als «nur» durch gemeinsame Gespräche und Anleitungen.

Fallbeispiel David*

In der Familienbegleitung von Frau Gerber* und ihrem 18 Monate alten Sohn David war die Beziehung zwischen Mutter und Kind durch gegenseitige Missverständnisse geprägt. Lag David auf dem Wickeltisch und schaute seine Mutter ganz interessiert und offen an, bemerkte dies Frau Gerber selten, weil sie sich auf die Körperpflege und das Anziehen der neuen Windel und Kleider konzentrierte. Sie konnte sich nicht erklären, warum David beim Wickeln so oft quengelte und sich mit grosser Kraft dagegen wehrte. Wenn David am Esstisch lieber selber essen wollte und dies Frau Gerber nicht erlaubte, weil sie fürchtete, dass David nicht genug essen würde, musste David regelmässig heftig weinen und verweigerte das weitere Essen. Spielte er aber friedlich mit seinem geliebten Traktor und beachtete die Mutter an seiner Seite nicht, so fühlte sich die Mutter unsicher in ihrer Beziehung zu ihrem Sohn und begann durch Kitzeln oder Necken mit ihrem Sohn Kontakt aufzunehmen. David fühlte sich dann aber in seinem Spiel gestört und begann wieder heftig zu weinen, worauf die Mutter jeweils frustriert war und fürchtete, dass ihr Sohn sie gar nicht gern habe und sie wohl alles falsch mache. Trotz vieler Gespräche und konkreter Anleitung änderte sich in Frau Gerbers Beziehung zu ihrem Sohn kaum etwas. Erst als die Beraterin ihr mittels Videofeedback zeigen konnte, wie kompetent David ist und was er ihr für Signale gibt und sie diese zu verstehen lernte und angepasst darauf zu reagieren begann, änderte sich die Mutter-Kind-Beziehung in grossen Schritten. Frau Gerber wollte die kurzen Filmausschnitte, in denen zum Beispiel ein Blickkontakt zwischen David und ihr zu sehen war, immer und immer wieder anschauen. Als sie das erste Mal auf Video sah, wie David sie in einer Wickelsituation anstrahlte und sie dieses Lachen erwidern konnte, kullerten ihr Tränen der Rührung und der Freude über die Wangen. Frau Gerber lernte ihren Sohn immer besser verstehen und fühlte sich gleichzeitig immer selbstsicherer und zufriedener in ihrer Rolle als alleinerziehende Mutter.

EPB überzeugt in der Praxis

Unsere bisherigen Erfahrungen mit EPB sind durchwegs positiv. Die Ausbildung in entwicklungspsychologischer Beratung hat unsere Wahrnehmung der Eltern-Kind-Interaktion geschult und geschärft. Von diesem geschärften Blick profitieren wir bei allen unseren Familienbegleitungseinsätzen sehr. EPB stösst jedoch an Grenzen, wenn trotz Kooperation der Eltern keine Veränderung in der Eltern-Kind-Beziehung möglich ist und eine Kindeswohlgefährdung vorliegt. Dann werden zum Schutz des Kindes andere Massnahmen notwendig, zum Beispiel ein Mutter-Kind-Heim oder eine Platzierung des Kindes. Auch wenn sich ein Elternteil vehement weigert, gefilmt zu werden, können wir nicht mit EPB arbeiten.

Chantal Plaar, ehemalige Mitarbeiterin Espoir
Petra Krippner, Mitarbeiterin Espoir

* Namen geändert

Kommentar

Esplor führt weiterhin EPB-Beratung durch, welche in Kombination mit sozialpädagogischer Familienbegleitung oder sozialpädagogischer Begleitung von Pflegeverhältnissen erfolgreich eingesetzt werden. Die videogestützte Beratungsmethode findet immer im Einverständnis mit den Eltern/Pflegeeltern und der auftraggebenden Stelle statt. Ein durchschnittlicher Beratungszyklus erstreckt sich über fünf Monate und beinhaltet ungefähr sechs Sitzungen.



«Die Mitarbeitenden von Espoir setzen sich individuell mit den Herausforderungen der von ihnen unterstützten Familien und Kinder auseinander. Ihre gezielte Unterstützung basiert auf professioneller Erfahrung, fachlichem Wissen und methodischer Vielfalt, beispielsweise im Bereich Traumapädagogik, videogestützter Familienhilfe oder der Begleitung psychisch erkrankter Eltern. Möge Espoir auch die nächsten 30 Jahre diese bedeutsame Wirkung entfalten.»

Eve Moser, Vizedirektorin
Soziale Dienste und Leiterin
Sozialzentrum Wipkingenplatz

«Espoir verfügt über viel Erfahrung und flexible Angebote, um für komplexe familiäre Problemstellungen die passende professionelle Unterstützung zu gewährleisten.»

Patrick Brozzo, Präsident
KESB Kreis Bülach Süd



2011

«Vom Heimkind zum Lieblingskind» Die Begleitung eines Jugendlichen

Der 17-jährige Gregory musste sich schon oft in seinem Leben auf neue Situationen einstellen und Konflikte aushalten. Manchmal hat er diese selbst ausgelöst, manchmal war er ungewollt Teil davon. Ruhig und für sein Alter ziemlich abgeklärt erzählt er aus seinem Leben und wie es dazu kam, dass Theo Woringen von ESPOIR ihn und seine Familie begleitet und berät.

«Kennengelernt habe ich Theo Woringen vor etwa einem Jahr, als ich die Wohngruppe im Speerblick* verlassen habe und zu meiner Mutter und ihrem Mann gezogen bin. Ich habe drei Jahre im Speerblick gewohnt, weil ich früher ziemlich viel Sachen gemacht habe, die man nicht hätte machen sollen.» Auf die Frage, was sich innerhalb des letzten Jahres verändert habe, antwortet er ruhig: «Ich habe gelernt, nicht mehr so aggressiv zu reagieren, zuzuhören und entspannter mit anderen zu reden. Früher bin ich schnell ausgerastet und habe gerufen: «Verpisst euch alle, ich mache sowieso, was ich will.» Ich bin vom Heimkind zum Lieblingskind geworden.» Geholfen haben ihm die regelmässigen Gespräche mit Theo Woringen, der ihn unterstützt im Prozess des Erwachsenwerdens. Der Familienbegleiter wirbt zudem bei Gregorys Eltern um Verständnis für das Verhalten ihres Sohnes. Ein Verhalten, das in vielen Situationen ganz typisch ist für einen Jugendlichen, der im Ablösungsprozess vom Elternhaus steht, der seine eigene Meinung entwickeln will, diese aber erst durch Erfahrungen herausfinden muss. Und der eines ganz sicher weiss: Er hat auf keinen Fall die gleiche Meinung wie seine Eltern.

Druck von allen Seiten

Gregory hatte seine Schule beendet und stand in den Startlöchern für seine Elektriker-Lehre, als er zu seiner Mutter zog. Doch es lief am Anfang alles andere als gut. Er hielt sich nicht an die Regeln, kam nicht zur vereinbarten Zeit vom Ausgang nach Hause, ignorierte die Ermahnungen und die Bitten seiner Mutter. Ihm war alles egal, er machte, was er wollte, und nutzte das schlechte Gewissen seiner Mutter aus, dass sie damals seinem Aufenthalt im Heim zugestimmt hatte. Die Situation eskalierte. Bei der Lehrstelle wurde der Lerndruck immer höher, seine Noten immer schlechter. Gregory

zweifelte, ob er die Lehre überhaupt durchhalten würde, und wollte alles hinschmeissen. Etwas musste geschehen. Gemeinsam einigte man sich darauf, dass Gregory zu seinem Vater und dessen Frau zieht. Der strenge Erziehungsstil des Vaters war das Gegenteil von demjenigen der Mutter. Für Gregory war es am Anfang nicht leicht, sich wieder auf eine neue Lebenssituation einzustellen. Mit Hilfe des Familienbegleiters fand Gregory einen Weg aus der Sackgasse. Er entschied sich, die Lehre fortzusetzen, aber als dreijährige Ausbildung, bei der das Tempo und die Anforderungen nicht so hoch sind. «Seit ich von der vierjährigen auf die dreijährige Lehre gewechselt habe, läuft es besser. Am Anfang war es eine echte Katastrophe, weil ich einfach nichts gemacht habe. Mein Notendurchschnitt lag bei 2–3.» Seit sein Lehrmeister ihn motiviert, mehr in den berufsrelevanten Fächern zu lernen, schreibt er jetzt sogar Sechser in der Berufsschule. Das erwähnt er ganz bescheiden in einem Nebensatz. Ab dem Zeitpunkt liess auch der Druck der Eltern nach.

Gregory hat seine Chance gepackt

Gregory hat sich gefangen. Das Verhältnis zu seinen Eltern hat sich stark verbessert. Seine Mutter, sein Stiefvater und sein zweijähriger Stiefbruder wohnen in der Nähe. Sie telefonieren und besuchen sich regelmässig. Gregory hat eine grossartige persönliche Entwicklung hinter sich. «Aus dem verschlossenen, reizbaren, impulsiven und wortkargen Buben ist ein ruhiger, überlegter, gesprächiger Jugendlicher geworden, der Dinge aus eigener Initiative anpackt, Verantwortung für sein Handeln übernimmt und zu unangenehmen Dingen und Situationen stehen kann», fasst Theo Woringen zusammen. Zu diesem Erfolg hat das ganze Umfeld beigetragen, allen voran Gregory und seine Eltern. Zum Beispiel reagierten sie auf Gregorys schlechte Schulleistungen mit Ausgeheverbot. Schliesslich wollten sie ihn nicht noch belohnen. Doch das erzeugte noch mehr Frust und Verweigerung bei ihrem Sohn. Dank der Interventionen des Familienbegleiters reagieren sie inzwischen nicht mehr impulsiv und mit Druck, wenn Gregory sich mal nicht nach ihren Vorstellungen verhält. Im Gegenteil, sie hören zu und entscheiden ruhig, aber bestimmt. Gregory kann jetzt Entscheidungen seiner Eltern viel besser akzeptieren

und ihnen zuhören. Er hat seine Chance gepackt. Doch um Chancen ergreifen zu können, muss man auch Chancen erhalten.

Stabilisieren ist jetzt wichtig

Es wird immer mal wieder Stolpersteine geben. Deshalb ist es wichtig für alle Beteiligten, die neuen Verhaltensmuster zu vertiefen und konstruktiv mit kritischen Situationen umzugehen. «Das war jetzt ein Jahr aufbauende Familienbegleitung, jetzt gilt es, die gute Situation zu stabilisieren», sagt Theo Woringe.

* Speerblick ist eine Institution, in der 14 Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 6 und 16 Jahren ganzjährig Platz finden.

Oda Heine, Mitarbeiterin Espoir

2015

Sein Kind nur begleitet sehen Besuchsbegleitung aus Sicht eines Richters

Manchmal muss ich in einer Scheidung oder einem anderen familienrechtlichen Verfahren anordnen, dass ein Kind seinen Vater oder seine Mutter nur begleitet sehen darf. Anders als die Mitarbeitenden von Espoir bin ich aber nicht dabei, wenn es gilt, diese Anordnungen in den Alltag umzusetzen. Für das Gelingen ist Kommunikation wichtig. Ich habe deshalb die Einladung zu diesem Beitrag gerne angenommen. Gerichte müssen im Einzelfall entscheiden, wann Besuchsbegleitungen sinnvoll und rechtens sind. Sie geben deshalb keine offiziellen Stellungnahmen in allgemeiner Form ab. Ich gebe meine persönliche Meinung wieder.

Was im Gesetz steht

Eltern haben ein Recht darauf, ihre Kinder zu sehen und Kinder haben ein Recht darauf, ihre Eltern zu sehen. Das steht unter dem etwas altertümlichen Titel «persönlicher Verkehr» ausdrücklich im Schweizerischen Zivilgesetzbuch. Ebenso deutlich hält das Gesetz die Ausnahme zu diesem Grundsatz fest: Wenn die Kontakte dem Kind schwer schaden, können die Gerichte den Eltern das Recht auf Kontakt mit ihren Kindern verweigern oder entziehen. Begleitete Besuche erwähnt das Gesetz an dieser Stelle nicht. Immerhin steht im Abschnitt über die möglichen Kindesschutzmassnahmen, dass das Gericht einen Beistand mit der «Überwachung des persönlichen Verkehrs» beauftragen kann. Besuchsbegleitungen sind im Gesetz also eher leise angedeutet. Auch aus rechtlicher Sicht muss es sie aber geben. Jeglichen Kontakt zwischen Eltern und ihren Kindern zu verbieten, ist drastisch. Das kommt nur in Frage, wenn es keine andere Möglichkeit gibt, das Kind zu schützen. Das ist ein Gebot der Menschlichkeit, aber auch des Rechts. Der Grundsatz der Verhältnismässigkeit gebietet, stets die sanfteste Massnahme zu wählen, die zum Ziel führt. Oft sind begleitete Besuche diese sanfteste, aber wirksame Möglichkeit.

Wie es zur Anordnung einer Besuchsbegleitung kommt

Unbegleitete Besuche sind für die Eltern und ihre Kinder ungezwungener. Das Bundesgericht betont das in seinen Urteilen immer wieder und hält fest, dass die Gerichte begleitete Besuche nur anordnen dürfen,

wenn unbegleitete Besuche nicht zu verantworten wären. Das Recht auf unbegleiteten Kontakt haben auch Eltern, die nicht vorbildlich sind. Vor Gericht oft erhobene Vorwürfe wie etwa, der Vater lasse die Kinder zu viel fernsehen oder wechsele die Kleider der Kinder zu selten, rechtfertigen diesen Eingriff bei Weitem nicht. Gründe für Besuchsbegleitungen sind zum Beispiel ernsthafte Anhaltspunkte auf sexuellen Missbrauch, Gewalt oder eine Entführung ins Ausland, aber auch psychische Krankheiten, Sucht oder ein längerer Unterbruch des Kontakts.

Obwohl eine Besuchsbegleitung den Kontakt zwischen Eltern und Kindern recht stark einschränkt, kommt es durchaus vor, dass sich der betroffene Elternteil damit einverstanden erklärt. Befürchtet zum Beispiel die Mutter, der Vater werde das gemeinsame Kind in sein Heimatland entführen, so kann ein begleitetes Besuchsrecht die Situation entspannen. Das liegt auch im Interesse des Vaters. Wo einem Elternteil unbegleitete Besuche suspekt sind, kann der andere Elternteil mit seinem Einverständnis zu einer Besuchsbegleitung den Teufelskreis von Verweigerung, Zwangsvollstreckung und noch mehr Verweigerung vermeiden. Besuchsbegleitungen ordnet das Gericht also entweder hoheitlich und gegen den Willen eines Elternteils an, oder es genehmigt eine entsprechende Vereinbarung beider Eltern.

Was das Gericht anordnet und was nicht

Das Gericht muss die Zeiten festlegen, in denen ein Elternteil seine Kinder sehen darf. Auch ob die Besuche begleitet oder unbegleitet stattfinden sollen, muss das Gericht entscheiden. Es kann dem besuchsberechtigten Elternteil auch Weisungen erteilen. Zu denken ist etwa an die Einnahme von stabilisierenden Medikamenten, die Nichteinnahme von Drogen und dergleichen. Oft hat das Gericht die Hoffnung, die Situation werde sich mit der Zeit entspannen. Vereinzelt kommt es deshalb vor, dass Gerichte den Beistand/die Beiständin ermächtigen, Besuchszeiten auszudehnen oder unbegleitete Besuche zuzulassen. Dieses Vorgehen ist nicht zulässig. Die Entscheidungsbefugnis des Gerichts ist nicht delegierbar. Allerdings können die Eltern jederzeit im gegenseitigen Einverständnis Besuchszeiten ausdehnen oder unbegleitete Besuche zulassen. Wenn

die Eltern sich nicht einigen, ist ein neues Verfahren unausweichlich. Dasselbe gilt bei negativen Entwicklungen. Wenn etwa der besuchsberechtigte Elternteil regelmässig betrunken oder gar nicht erscheint, stellt sich die Frage, ob ein begleitetes Besuchsrecht noch haltbar ist. Auch diesen Entscheid darf das Gericht nicht an den Beistand/die Beiständin delegieren. Selbstverständlich müssen die Menschen vor Ort gesunden Menschenverstand walten lassen. Wenn ein Elternteil psychotisch oder betrunken erscheint, muss es zulässig sein, einen Besuch abubrechen, auch wenn das Gericht keine entsprechende Weisung erlassen hat. Entwickeln sich die Dinge aber dauerhaft besser als erwartet oder schlechter als erhofft, dann ist die Regelung in einem neuen Verfahren den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Zuständigkeit und Informationsfluss

Gelegentlich steht vor Gericht bereits fest, dass jemand aus der Familie oder dem Freundeskreis der Eltern die Besuche begleiten wird. Meistens geht mit der Besuchsbegleitung aber eine Beistandschaft einher. Das Gericht entscheidet nur, ob es eine Beistandschaft braucht. Dann gehen die Akten an die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB), die bestimmt, wer dieser Beistand sein wird. Der Beistand seinerseits sucht die Person, welche dann bei den Besuchen dabei ist. Wenn ich eine Besuchsbegleitung und eine Beistandschaft anordne, weiss ich also noch nicht, wer der Beistand/die Beiständin sein wird. Ich weiss auch nicht in allen Fällen, ob sich eine Person aus dem Umfeld der Eltern zur Begleitung der Besuche finden wird oder ob eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter einer Institution wie Espoir dabei sein wird. Die Beistandsperson erstattet ihre Berichte der Behörde, die sie ernannt hat. Das Gericht ist also nur über eine lange Kette mit der Person verbunden, welche dann wirklich bei den Besuchen dabei ist und in umgekehrter Richtung gelangen die Informationen von der Besuchsbegleitung über die Beistandsperson bis zur Behörde, aber nicht automatisch bis zum Gericht. Entlang dieser Kette können in beiden Richtungen wichtige Informationen verloren gehen.

Vor diesem Hintergrund muss man Besuchsbegleitenden und Beiständigen und Beiständen, aber auch dem Gericht empfehlen, sich aktiv um die benötigten Informationen zu bemühen. Um Besuchszeiten festzu-

legen, müsste das Gericht eigentlich bereits wissen, was für die dereinst eingesetzte Besuchsbegleitung machbar ist. Wenn ich mit den Angeboten am Aufenthaltsort des Kindes nicht vertraut bin, ist der Griff zum Telefon richtig. Allerdings ist auch Datenschutz ein berechtigtes Anliegen. Das Gericht kann seine Informationen nicht ohne Weiteres preisgeben. Wenn etwa ein Beistand/eine Beiständin ein psychiatrisches Gutachten sehen will, um die Gestaltung der Besuche der Krankheit der Mutter anzupassen, muss ich die widerstreitenden Interessen gegeneinander abwägen. Kein Problem ist die Herausgabe von Informationen immer dann, wenn die Betroffenen damit einverstanden sind. Es lohnt sich also, die heikle Frage, wer was wissen darf, auch mit den Betroffenen zu besprechen. Nicht verschwiegen sei, wie ein Polizeibeamter in einem meiner Fälle derartige Gespräche beschrieb: «Das ist verbales Aikido.» Gerade deshalb glaube ich, dass Kommunikation in allen Richtungen einiges zum Gelingen begleiteter Besuche beitragen kann.

lic. iur. Thomas Fleischer, Richter am Bezirksgericht Zürich

Keine Angst vor Juristendeutsch?

Ich habe mich bemüht, keine mit Gesetzesartikeln und Zitaten gespickte Abhandlung zu schreiben. Nichtsdestotrotz möchte ich die Informationen/Links liefern, die es braucht, um die erwähnten Gesetze und Urteile im Original nachzulesen:

- Das Schweizerische Zivilgesetzbuch www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/2.html. Die Regelung über Kontakte zwischen Eltern und ihren Kindern beginnt mit Artikel 273, jene über Kindesschutzmassnahmen mit Artikel 307.
- Leitentscheide des Bundesgerichts www.bger.ch/ext/eurospider/live/de/php/clir/http/index.php?lang=de. Anschaulich und wegleitend sind etwa BGE 122 III 404 und BGE 130 III 585 (begleitete und unbegleitete Besuche) oder zu den Befugnissen der Beistandsperson BGE 118 II 241 (Referenzen in die Suchmaske eingeben).

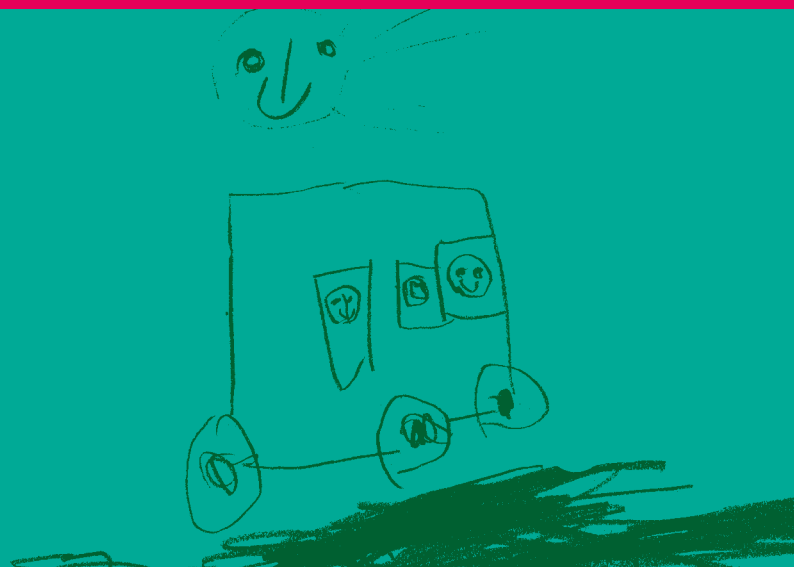
«Ich finde es sehr wichtig, seine Herkunft nicht zu vergessen, nur weil man Pflegekind ist.»

Lucy, ehemaliges Pflegekind



«Aus heutiger Sicht finde ich es gut, dass ich in eine Pflegefamilie gekommen bin.»

Lars, ehemaliges Pflegekind



«Pflegeeltern bieten dem Kind eine konstante, verlässliche Beziehung an, die auch in Krisenzeiten Bestand hat.»

Pflegekind und Pflegeeltern begleiten

2020

Unbegleitet? Niemals! Erfahrungen von drei Pflegeeltern

Wir haben die Pflegemutter eines Kindes und die Pflegemutter und den Pflegevater von drei Kindern zu ihren Pflegeverhältnissen befragt. Erfahren Sie hier, was sie bewogen hat, mit Espoir zusammenzuarbeiten, welche Erfahrungen sie in dieser Zusammenarbeit machen, welchen Herausforderungen sie sich stellen müssen und welches die schönsten Momente mit ihren Pflegekindern waren. Aus Persönlichkeitsschutzgründen haben wir die Namen der Pflegeeltern und -kinder geändert.

Seit wann haben Sie ein Pflegekind beziehungsweise -kinder?

Sonja R.: Jan*, unser Pflegesohn, ist am 15. Juli 2017 mit 1,5 Jahren zu uns gekommen, unsere leibliche Tochter war damals 4,5 Jahre alt. Neben seinem Geburtstag feiern wir auch diesen Tag jedes Jahr gemeinsam.

Judith und Rolf H.: 2008 ist das erste Pflegekind zu uns gekommen, 2013 das zweite, 2014 das dritte. Teilweise haben sich die Pflegeverhältnisse einige Monate überschritten. 2015 waren alle abgeschlossen. Unsere jetzigen Pflegekinder, die drei Geschwister Laura* (12), David* (9) und Noah* (7), leben seit 2016 bei uns. Unsere eigenen sechs Kinder sind inzwischen erwachsen und eigenständig.

Was hat Sie bewogen, das Pflegeverhältnis durch Espoir begleiten zu lassen? Welche Erwartungen haben Sie an Espoir?

Sonja R.: Wir haben uns nach der nicht einfachen Geburt unserer Tochter überlegt, ein weiteres Kind zu adoptieren und sind darüber dann auch auf die Möglichkeit gestossen, ein Pflegekind aufzunehmen. Hinzu kam, dass mein Mann und ich beide Freunde und Bekannte hatten, die mit Pflegekindern aufgewachsen sind oder selbst welche bei sich aufgenommen hatten und wir das sehr positiv erlebt haben. Auf Espoir wurden wir durch eine Freundin aufmerksam. Ich bin so froh, dass wir Espoir im Rücken haben! Mit jedem Problem können wir uns an unsere Koordinatorin wenden. Sie entlastet uns, indem sie die Kontaktperson für die Sozialbehörden ist und wir uns um Jans Erziehung und die Alltagsfragen kümmern können.

Judith H.: Ich habe mal eine Infoveranstaltung zu begleiteten Pflegeplatzierungen besucht, dort hat eine Pflegefamilie von Espoir aus ihrem Alltag berichtet. Sicher hat auch eine Rolle gespielt, dass Rolfs Bruder ein Pflegekind hatte.

Rolf H.: Das stimmt. Aber er und seine Frau wurden dabei nicht begleitet, sie mussten selber alle Kontakte mit der zuständigen Behörde wahrnehmen. Alles, was bei uns die Koordinatorin übernimmt, mussten sie selbst erledigen. Diese Energie und Zeit, die es für das ganze Drumherum braucht, fehlt dann für die Pflegekinder.

Judith H.: In unserem jetzigen Pflegeverhältnis wäre das undenkbar. Ich würde das gar nicht schaffen ohne Koordinatorin. Ich muss so präsent sein für die Kinder.

Bitte schildern Sie den Platzierungsprozess. Wer war involviert?

Sonja R.: Wir waren in den Ferien, als wir eine Nachricht von der Fachleiterin Alexandra Neuhaus erhielten, sie habe einen Vorschlag für eine Platzierung. Wir waren damals in der Warteposition und hatten sehr auf so einen Anruf von Espoir gehofft. Wir bekamen Fotos von Jan und mein Mann und ich haben ihn im Kinderheim besucht. Drei Monate lang habe ich Jan jeden zweiten Tag im Kinderheim besucht, irgendwann durfte ich mit ihm und seiner Begleitperson mal das Kinderheim verlassen und spazieren gehen. Später durfte ich ihn mal mit zu uns nach Hause nehmen, wo er seinen Mittagsschlaf machte. Das war ein langsamer Prozess in kleinen Schritten. Zum Ende hin war er dann schon mehr bei uns als im Heim. Als ich ihn dann das letzte Mal zum Schlafen ins Heim zurückgebracht habe, hat er so bitterlich geweint. Da wusste ich: Jetzt ist es gut, er kann zu uns kommen. Die zuständige Koordinatorin von Espoir hat diesen Prozess im Hintergrund begleitet und als Jan dann bei uns war, uns regelmässig besucht. Sie war eine sehr grosse Stütze für mich, als ich nach ca. drei Wochen Zweifel bekam. Ich hatte erfahren, dass die Grosseltern gar nicht mit Jans Platzierung einverstanden waren und hatte plötzlich Angst, dass ich diesem Widerstand nicht gewachsen bin. Unsere

Koordinatorin hat daraufhin ein Gespräch zusammen mit der Beiständin einberufen. Ich bekam mehr Hintergrundinformationen und konnte danach alles besser einschätzen und Verständnis für die Herkunftsfamilie aufbringen. Ich war danach überzeugt, dass unser Pflegeverhältnis gut verlaufen wird.

Judith H.: Wir wurden für eine SOS-Platzierung für Laura, David und Noah angefragt, auf maximal sechs Monate befristet. Aufgrund der akuten Gefährdungslage in ihrer Familie waren sie innerhalb einer Woche bei uns, begleitet durch den Beistand und eine ihnen vertraute Begleitperson. Das war für die Kinder ein ganz schwieriger Moment, was ihre gemeinsame «Überlebens»-Beziehung nochmals untermauert hat.

Rolf H.: Sie haben Traumatisches erlebt und wurden immer gegeneinander ausgespielt. Noah hat beispielsweise immer alles bekommen, die anderen nichts, er hat drei Osterhasen bekommen, seine Geschwister keine, aber er hat immer mit ihnen geteilt, wenn die Eltern es nicht bemerkt haben. Sie sind sehr aufeinander angewiesen. Das haben wir alles nach und nach erfahren.

Eine Pflegefamilie ist in gewisser Weise eine «öffentliche Familie». Mit der Aufnahme eines Pflegekindes treten auch verschiedene Fachpersonen u.a. von Sozialbehörden, Espoir sowie die Herkunftsfamilie in ihr Familienleben. Wie gehen Sie als Kernfamilie damit um?

Sonja R.: Der Einblick in unser Leben durch die Koordinatorin stört mich und meine Familie gar nicht, im Gegenteil. Sie ist eben eine Vertrauensperson für uns. Der jährliche Aufsichtsbesuch durch die Sozialbehörde auch nicht. Etwas zeitaufwendig war es beispielsweise, die ID für Jan zu bekommen. Es braucht natürlich die Unterschrift der Mutter und bei Reisen ins Ausland müssen wir diverse beglaubigte Dokumente mitführen, dass Jan unser Pflegesohn ist. Aber das ist alles gut zu handhaben, braucht eben etwas Vorlauf in der Reisevorbereitung. Als Kernfamilie können wir gut damit umgehen und sind unserem Umfeld gegenüber offen. Die Freundinnen meiner Tochter wissen, dass Jan unser Pflegesohn ist. Eigentlich spielt das gar keine

Rolle, obwohl Jan im Moment ziemlich eifersüchtig auf seine Schwester ist, weil sie in meinem Bauch war und er nicht. Er realisiert den Unterschied in bestimmten Situationen schon, aber im Alltag ist er vollständig in unsere Familie integriert und für unsere Tochter ist es ihr Bruder.

Judith H.: Die Pflegeaufsicht unseres Kantons kommt einmal jährlich zu uns, zweimal jährlich haben wir ein Standortgespräch mit der Beistandsperson bei uns zu Hause und regelmässige Besuche durch die Espoir-Koordinatorin. Je länger ich Pflegemutter bin, desto leichter fällt mir das. Es stresst mich persönlich nicht.

Rolf H.: Mich auch nicht, aber ein gewisser Druck von aussen ist spürbar. Wir sind vorsichtiger als bei den eigenen Kindern. Beispielsweise gehen wir mit den Pflegekindern eher zum Arzt, um uns abzusichern.

Judith H.: Gewisse klärende Gespräche mit irritierten Nachbarn waren nötig, zum Beispiel, als eines unserer Pflegekinder behauptete: «Judith hat gesagt, wenn ich nicht genügend esse, dann sterbe ich.» Ich erfahre durchwegs Verständnis und Wohlwollen, wenn ich das Umfeld offen informiere, dass unsere Pflegekinder sich vielleicht manchmal anders als die so genannte Norm verhalten, weil sie Traumatisches erlebt haben, natürlich ohne auf Details einzugehen.

Rolf H.: Unsere eigenen Kinder waren bis auf unseren jüngsten Sohn bereits ausgezogen, als die drei Pflegekinder zu uns kamen. Natürlich haben wir das mit ihnen besprochen. Ein Teil unserer Kinder war dagegen, der andere dafür.

Judith H.: Doch wir mussten uns fragen, wie viel Gewicht die Meinung unseres erwachsenen Sohnes hat, der auf dem Sprung in die Selbstständigkeit ist. Die Entscheidung war ein Kraftakt für uns. Doch schliesslich ist es unsere Aufgabe und unser grosses Anliegen, uns um Pflegekinder zu kümmern und sie in ihrer Entwicklung zu selbstbestimmten Menschen zu unterstützen. Genauso, wie wir es bei unseren inzwischen erwachsenen eigenen Kindern getan haben.

Beschreiben Sie bitte, wie Sie und Ihr/e Pflegekind/er in der ersten Phase der Platzierung begleitet wurden. Und wie Sie und Ihr/e Pflegekinder aktuell im Alltag begleitet werden.

Sonja R.: Zu Beginn der Platzierung brauchte ich eine intensive Begleitung, vor allem als ich meine Zweifel hatte, ob ich das schaffen würde. Aktuell besucht uns die Koordinatorin alle zwei Monate. Wir besprechen die aktuelle Situation, eventuelle Probleme und sie nimmt sich auch Zeit für Jan. Er zeigt ihr dann sein Zimmer oder neue Spielsachen.

Judith H.: In der ersten Phase haben uns Espoir und der Beistand der Kinder eng begleitet, da es sich zu Beginn um eine verdeckte Platzierung handelte. Inzwischen ist das offengelegt. An der letzten Standortsetzung hat die Mutter erstmals ganz beiläufig erwähnt: «Die Kinder sind ja jetzt an einem guten Ort.» Diese veränderte Haltung wirkt sich auch positiv auf die Kinder aus. Wir haben uns über ihre Aussage sehr gefreut.

Was schätzen Sie an der Begleitung durch den/die Espoir-Koordinator/in, was gefällt Ihnen daran weniger?

Sonja R.: Das grosse Vertrauensverhältnis zu unserer Koordinatorin – ich fühle mich total unterstützt. Sie handelt schnell und sucht nach Lösungen für Probleme.

Judith H.: Über die Koordinatorin von Espoir sind wir sehr glücklich. Ich kann sie jederzeit anrufen, egal ob es um Reisedokumente geht, um Schulprobleme, um das Verhalten unter den Geschwistern, um Kontakte zu den Sozialbehörden oder das Aufgleisen der Psychotherapie für die Kinder.

Rolf H.: Wir schätzen ihr Fachwissen sehr, sie versteht uns wirklich. Es ist ein Riesenunterschied, ob ein Pflegeverhältnis begleitet oder unbegleitet ist, wenn ich an das Beispiel meines Bruders denke. Ohne Koordinatorin hätten wir wohl aufgegeben. Sie hat die Entlastungsfamilien für die Kinder gesucht, damit wir mal durchschnaufen können. Sie macht die ganze Entlastungsplanung fürs Jahr, sie schreibt Berichte und beantragt Kostengutsprachen, berät uns in Erziehungsfragen und vieles mehr.

Was schätzen Sie an dem gesamten Angebot von Espoir?

Sonja R.: Schön ist, dass wir durch Espoir andere Pflegefamilien kennen und uns mit ihnen austauschen können. Auch für Jan und unsere Tochter ist das wertvoll. Sie sehen, dass es andere Kinder mit gleicher Familienkonstellation gibt. Diese Austauschmöglichkeiten schätze ich auch an der Weiterbildung für Pflegefamilien, die ich gerade bei der Schule für Sozialbegleitung absolviere. So richtig verstehen, wie ein Familienalltag mit einem Pflegekind ist, kann nur eine Pflegefamilie. Die Supervisionen helfen uns auch sehr in unserem Alltag als Pflegefamilie.

Judith H.: Wir haben fünfmal pro Jahr Einzelsupervision, was wir enorm schätzen, denn mit drei Pflegekindern haben wir eine ganz eigene Problemvielfalt, die in Gruppensupervisionen nicht genug Raum finden würde. Wir fühlen uns sehr gestützt durch die fachlichen Inputs, die wir dort für das Zusammenleben mit unseren Pflegekindern und ihrer schwierigen Lebensgeschichte bekommen.

Rolf H.: Zum Beispiel helfen uns in schwierigen Situationen die Hilfsmittel, die wir mit der Koordinatorin und der Supervisorin entwickelt haben. Von Espoir wünschte ich mir ein grösseres themenorientiertes Weiterbildungsangebot, insbesondere für traumatisierte Kinder.

Wie gestaltet sich der Kontakt zur Herkunftsfamilie Ihres/Ihrer Pflegekinder?

Sonja R.: Inzwischen sehr gut. Jan hat regelmässige Besuchskontakte zu seiner Mutter und seinen Grosseltern, die durch Espoir begleitet werden. Sie alle wollen nur das Beste für ihn und sehen, dass es Jan bei uns gutgeht. Dieses gute Verhältnis haben wir uns durch gegenseitige Wertschätzung erarbeitet. Anfänglich gab es grosse Widerstände seitens der Grosseltern, die Jan eigentlich zu sich nehmen wollten, aber überfordert waren. Jans Mutter war jedoch von Anfang an mit der Pflegeplatzierung einverstanden. Inzwischen erhalten wir so dankbare Briefe von den Grosseltern, wir feiern beispielsweise gemeinsam Weihnachten bei

Espoir. Wir schätzen das alle sehr und Jan am meisten, er spürt die Harmonie zwischen den Erwachsenen und muss sich nicht für oder gegen eine Seite entscheiden. Das ist sicher nicht bei jedem Pflegeverhältnis so.

Judith H.: Der Besuchskontakt zur Herkunftsfamilie (Eltern, Grosseltern) findet alle zwei Monate statt, begleitet von den zuständigen Sozialen Diensten. Eines der Pflegekinder hat einen anderen Vater, den es aber auch regelmässig sieht.

Würden Sie sich wieder für eine begleitete Pflegeplatzierung entscheiden?

Sonja R.: Etwas anderes käme für mich nicht in Frage. Ich glaube, dass die wenigsten das alleine schaffen würden. Auch das sorgfältige Auswahlverfahren und die Vorbereitung auf die Aufgabe als Pflegeeltern, wie es Espoir anbietet, sind ganz wichtig.

Judith und Rolf H.: Ja, jederzeit!

Was raten Sie Eltern, die sich für die Aufgabe als Pflegeeltern interessieren?

Sonja R.: Ich denke, man sollte sich im Voraus mit dem Thema ausführlich befassen, dafür war für uns der Vorbereitungskurs bei Espoir sehr hilfreich. Aber trotzdem sollte man sich nicht zu viele Sorgen machen. Es kommt sowieso anders, als man denkt und man kann gar nicht viel im Voraus planen, sondern wird ins kalte Wasser geworfen. Entspanntheit und sich bewusst darauf einlassen helfen sicher dabei. Ich kann es von Herzen nur allen empfehlen.

Judith H.: Lasst euer Pflegeverhältnis begleiten. Wenn die Behörden die Kosten dafür nicht übernehmen, Finger davon lassen!

Rolf H.: Sucht den Kontakt zu Pflegeeltern, um etwas über den Alltag als Pflegefamilie zu erfahren. Geht sorgsam mit euch selbst um. Nur wenn es einem selbst gutgeht, geht es den Kindern auch gut.

Judith H.: Sucht euch unbedingt eine eigene Kraftquelle neben den Kindern, wo ihr Energie tanken könnt.

Schildern Sie bitte Ihre schönsten Momente sowie Ihre grössten Herausforderungen, die Sie als Pflegeeltern bisher erlebt haben.

Sonja R.: Es gibt immer wieder anstrengende Momente. Sehr herausfordernd sind seine Tobsuchtsanfälle, die er hin und wieder hat. Die schönsten Momente für mich sind, wenn wir zu viert in den Ferien sind, ein Kind links, ein Kind rechts an der Hand. Ich fühle mich komplett, seit Jan bei uns ist. Jan sagt immer, er bleibe bei uns, bis er ganz alt ist und wenn er später mal eine Frau und Kinder haben wird, die auch.

Judith H.: Meine grösste Herausforderung im Alltag ist, im Selbst zu bleiben, mich beispielsweise nicht anstecken zu lassen von der schlechten Laune der Kinder. Das gelingt mir immer besser. Unser Fachwissen über traumatisierte Kinder hilft uns dabei. Seit ich weiss, dass die Kinder mir ihre Ohnmacht übergeben wollen in der Übertragung**, kann ich besser damit umgehen und besser darauf reagieren. Einer der schönsten Momente war, als wir nach einer Hüttenwanderung gemeinsam mit den Kindern auf dem Calanda gestanden haben.

Rolf H.: Und wenn wir alle gemeinsam im Auto singen, was das Zeug hält. Es ist schön, in solchen Momenten die Gelöstheit der Kinder zu spüren.

Oda Heine, Mitarbeiterin Espoir

* Namen geändert

** Übertragung bedeutet der Transfer von unbewussten psychischen Vorgängen, Erwartungen, Wünschen, Befürchtungen oder Vorstellungen auf ein bestimmtes Individuum, die ursprünglich einer früheren Bezugsperson (z.B. Vater, Mutter) gegolten haben. Quelle: <https://flexikon.doccheck.com/de>





Was brauchen Pflegekinder? Was erleichtert oder erschwert ihnen das Leben? Was fördert ihre Entwicklung? Wie erleben sie das, was ihre Eltern, Pflegeeltern und Mitarbeitenden sozialer Dienste tun? Solche Fragen beschäftigen viele Menschen und sie waren das Thema mehrerer Forschungsprojekte an der Universität Siegen (www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung).

Die Antworten lassen sich in fünf Schlüsselkategorien zusammenfassen.

1. Pflegekinder brauchen Kontinuität und Sicherheit

Eine Kontinuität sichernde Planung hat eine herausragende Bedeutung für die nachhaltig positive Entwicklung von Pflegekindern. Dazu tragen eine rechtzeitige und intensive Unterstützung der Herkunftsfamilie bei, eine Antwort auf die Frage, ob das Kind so bald wie möglich in die Herkunftsfamilie zurückkehren oder in der Pflegefamilie dauerhaft seine neue Heimat finden soll, und eine Ausrichtung aller weiteren Entscheidungen an dieser Perspektive. Fatal für die Kinder ist es, wenn sie in der Pflegefamilie Wurzel geschlagen haben und dann – nach ein paar Jahren – plötzlich gegen ihren Willen wieder herausgerissen werden.

2. Pflegekindern hilft ein menschlicher Guide im unübersichtlichen Gelände

In Folge der häufigen Ortswechsel entstehen viele Übergänge von einem Lebensfeld in das nächste. Diese Wechsel und Übergänge verunsichern die Kinder, sie erleben sie als kritische Lebensereignisse. Auf dem Höhepunkt dieser kritischen Lebensereignisse erfolgt häufig zusätzlich ein Wechsel der Zuständigkeit sozialer Dienste: Dem bisher zuständigen Dienst folgt ein neuer, die vertraute Mitarbeiterin verabschiedet sich und eine fremde Person erscheint. Die Kinder können diese Wechsel viel besser bewältigen, wenn sie den Zugang zu einer vertrauten Person über einen langen Zeitraum haben. Diese wird dann zu einem Guide im unübersichtlichen Gelände.

3. Partizipation der Kinder ist wichtig

Grundsätzlich wird die Notwendigkeit der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen an den für sie wichtigen Entscheidungen anerkannt. Es geht dabei aber um eine echte und ernsthafte Beteiligung und nicht um Scheinbeteiligung. Den Kindern gelingt die Bewältigung schwieriger Situationen sehr viel leichter, wenn sie beteiligt werden, insbesondere wenn sie spüren, dass ihre Wünsche und Ängste gehört werden und ein kompetenter und vertrauensvoller Erwachsener ihnen erklärt, was nun passieren wird und warum. Als extrem beunruhigend erleben sie es hingegen, wenn alle Entscheidungen hinter ihrem Rücken getroffen werden.

4. Geschwisterbeziehungen sind oft sehr wichtig.

Die Trennung von ihren Geschwistern wird von den Kindern oft als Belastungsquelle beschrieben. Häufig sind es gerade die älteren Geschwister, die sich nach einer Trennung von den andernorts lebenden jüngeren Geschwistern weiterhin um diese sorgen. Sie belastet die Unsicherheit über das Wohlergehen ihrer Geschwister. Es reicht für diese Pflegekinder nicht aus, für sich selbst einen sicheren Ort gefunden zu haben. Die Kenntnis über den Verbleib der Jüngeren und ihr Wohlergehen wird zu einem relevanten Faktor für ein gutes Leben in der Pflegefamilie. Sie hatten nicht selten in der Herkunftsfamilie die Sorge und Versorgung für die Geschwister und häufig auch für die Eltern übernommen. Diese Sorge gegenüber den Geschwistern bleibt fast immer auch nach einer Trennung bestehen. Die gemeinsame Unterbringung von Geschwistern ist oft nicht leicht zu realisieren und sie kann auch zu einer komplizierten Integrationsphase führen. Dort, wo sie erfolgte, wurde sie von den Pflegekindern aber häufig sehr positiv bewertet und der Zusammenhalt sowie die Möglichkeit der gegenseitigen Unterstützung wurden betont. In der Konsequenz spricht vieles für eine gemeinsame Unterbringung trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten oder zumindest für die Gewährleistung von Kontaktmöglichkeiten.

5. Hilfe bei schwierigen Normalitätsbalancen

Die Pflegekinder erleben deutliche Erschütterungen dessen, was sie selbst und was von aussen als «normal» angesehen wird. Sie stehen vor der Herausforderung, sich mit dieser unnormalen Situation auseinandersetzen zu müssen. Viele dieser Erschütterungen resultieren aus dem Pflegekind-Sein an sich (zum Beispiel Stigmatisierungserfahrungen in der Schule). Hinzu kommen aber auch Erfahrungen, die von den Pflegekindern selbst als nicht normal eingestuft werden. Dazu gehört beispielsweise das Aufwachsen als Kind psychisch kranker Eltern. Sie sollten die Ressourcen für die Bewältigung solcher Normalitätsbalancen bei wichtigen Vertrauenspersonen finden.

Fazit: Gute Begleitung bei komplizierten Fragen

Pflegekind zu sein, ist eine komplizierte Angelegenheit. Die Kinder haben es mit allen Entwicklungsaufgaben und Problemen zu tun, die andere Jungen und Mädchen in unserer Gesellschaft auch bewältigen müssen. Hier kommen aber besondere Aufgaben hinzu: manchmal gravierende Belastungen in der Herkunftsfamilie und immer ungewöhnliche Themen im Leben als Pflegekind. Sie können damit zurechtkommen und sich erstaunlich positiv entwickeln, wenn sie in eine liebevolle Pflegefamilie kommen und Sicherheit, Kontinuität und die notwendige Unterstützung zuverlässig erfahren. Auch für die Pflegefamilie und die Herkunftsfamilie stellen sich besondere Aufgaben und Themen. Auch das ist kompliziert. Die zentrale Antwort auf diese ganzen Aufgaben und Schwierigkeiten ist eine fachlich qualifizierte und kontinuierliche Begleitung der Menschen. Ohne sie wäre eine Betreuung in Pflegefamilien wegen der spezifischen Risiken nicht zu verantworten. Mit einer kompetenten und vertrauensvollen Begleitung können Kinder und Erwachsene auch die schwierigen Wege erfolgreich gehen und den Kindern eröffnen sich ganz neue Entwicklungschancen. Die Zivilgesellschaft hat die Aufgabe, ihnen diese Begleitung zu garantieren.

Klaus Wolf, Professor für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik (emer.), Leiter der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen (www.prof-klaus-wolf.de)



Symbolbild

«Ich habe mich immer
angenommen gefühlt
von meinen Pflege-
eltern und -geschwis-
tern. Wir haben alle
immer wieder ver-
gessen, dass ich ein
Pflegekind bin.»

Ehemaliges Pflegekind

«Wir könnten es uns nicht vor-
stellen, ohne professionelle
Begleitung Pflegeeltern zu sein.
Bei Espoir wurden von Anfang
an tragfähige Strukturen für uns
als Pflegefamilie geschaffen,
die es erlauben, in schwierigeren
Zeiten rasch und unkompliziert
zu reagieren – so, dass es
«verhebed». Wir fühlen uns seit
15 Jahren gut begleitet.»

Lesley Bailer, Pflegemutter



2012

«Wir haben alle immer wieder vergessen, dass ich ein Pflegekind bin.» Pflegegeschwister im Gespräch

Simona (30) und ihre Pflegeschwester Larissa (20) sind gemeinsam mit vier weiteren Geschwistern, von denen zwei leibliche Kinder und zwei Pflegekinder sind, in einer Grossfamilie aufgewachsen. Der Status als leibliches Kind oder als Pflegekind hat dabei überhaupt keine Rolle gespielt.

Was fällt Ihnen ein, wenn Sie an das Aufwachsen mit Ihrer Pflegeschwester zurückdenken? Erinnern Sie sich an Ihr erstes Treffen?

Larissa: Unser erstes Treffen hat vor 19 Jahren stattgefunden, da war ich 13 Monate alt und ich habe natürlich keine konkrete Erinnerung an diesen Moment.

Simona: Ich mehr oder weniger schon. Ich war damals zehn, als Larissa zu uns kam. Sie hat uns leid getan. Sie war ein ganz kleines, dünnes, bleiches, mega-herziges Baby, das während der ersten Zeit bei uns viel geschrien und geweint hat.

Was war bereichernd?

Larissa: Dass ich immer über alles reden konnte. Wenn ich Probleme hatte, haben wir uns zusammengesetzt und gemeinsam Lösungen gesucht. Das Zusammenleben mit Tieren hat mir sehr geholfen. Wenn es mir schlecht ging, habe ich mich mit allen drei Hunden in mein Zimmer zurückgezogen. Die Anwesenheit der Tiere hat mir Kraft und Ausgleich gegeben. Es tat mir gut, wenn ich mit ihnen spazieren gehen konnte. Bereichernd waren und sind die vielen Geschwister: Meine beiden älteren Schwestern, mein älterer Bruder und, als ich 10 Jahre alt war, kamen noch zwei jüngere Pflegebrüder hinzu, die mich alle so angenommen haben, wie ich bin.

Simona: Wir sind sehr behütet und geborgen aufgewachsen und gleichzeitig haben wir durch unsere Pflegegeschwister Einblick in ein ganz anderes Leben bekommen, in dem z.B. Drogenkonsum vorkommt oder in dem mal kein Essen vorhanden ist. Dieses Bewusstsein, dass ein liebevolles Daheim nicht selbstverständlich ist, hat mein Leben am meisten bereichert und mich sehr dankbar gemacht für alles, was ich habe. Ich kann mir sehr gut vorstellen, selbst Pflegekinder aufzu-

nehmen. Ich wünsche mir das für meine Kinder. Ein bereichernder, magischer Moment, den ich nie vergessen werde, war, als Larissa das erste Mal ihr Köpfchen an meine Schulter gelehnt hat und entspannt und ruhig in meinen Armen lag. Ich habe mich bestimmt fünf Minuten lang nicht gerührt, so ein schönes Gefühl war das für mich.

Was hat genervt?

Larissa: Mir fällt nichts ein. Das Einzige, was vielleicht für Irritationen gesorgt hat, war mein Äusseres: Meine Vorliebe für wechselnde Haarfarben, meine Piercings und Tätowierungen. Das war aber nie ein Grund für nachhaltigen Ärger in unserer Familie.

Simona: Eigentlich nichts, ich habe nie Eifersucht gespürt. Vielleicht liegt es daran, dass ich die Älteste bin und mich auch immer ein wenig für meine jüngeren Geschwister verantwortlich gefühlt habe.

Wie ist heute Ihre Beziehung zueinander?

Larissa: Ich habe mich immer angenommen gefühlt von meinen Pflegeeltern und -geschwistern. Wir haben alle immer wieder vergessen, dass ich ein Pflegekind bin.

Simona: Für mich hat es nie einen Unterschied zwischen meinen leiblichen Geschwistern oder Pflegegeschwistern gegeben, genau wie meine Eltern es vorgelebt haben. Larissa steht mir gleich nahe wie meine leibliche Schwester. Es macht alles einfacher, wenn man den Unterschied nicht macht. Ich denke, das ist auch das Rezept unserer Familie beziehungsweise unserer Eltern, dass es in unserer Familie so harmonisch funktioniert.

Fällt Ihnen im Zusammenhang mit Ihren Pflegegeschwistern ein prägendes Erlebnis ein?

Simona: Ich bewundere Larissa für ihr Selbstbewusstsein, das ist wirklich echt. Wie sie zum Beispiel immer ganz selbstverständlich ihre High Heels getragen hat, obwohl wir alle eher die Turnschuhträger sind. Ich hätte das Selbstbewusstsein bestimmt nicht gehabt, so klar zu einem anderen Kleidungsstil zu stehen.

Larissa: Ich hatte nie Angst, nicht von meiner Pflegefamilie akzeptiert zu werden. Aber ich habe mich lange Zeit nicht getraut zu erzählen, dass ich rauche, denn die ganze Familie lebt sehr gesund und Rauchen ist verpönt. Da hatte ich Angst, es zuzugeben und als Pflegekind nun doch anders zu sein als die leiblichen Kinder.

Haben Sie Tipps für Pflegekinder und leibliche Kinder für den Umgang miteinander?

Simona: Es kommt sehr darauf an, wie alt die Kinder sind. Aber ganz wichtig ist, ehrlich mit sich selbst, den Eltern und Geschwistern zu sein. Seine Gefühle und Bedürfnisse auszusprechen, soweit man als Kind dazu in der Lage ist. Die Eltern sollten nicht die Erwartungshaltung haben, dass die eigenen Kinder das Pflegekind gerne haben müssen. Und umgekehrt sollten sie diese Erwartung auch nicht an die Pflegekinder stellen. Schliesslich gibt es auch unter leiblichen Geschwistern unterschiedlich innige Beziehungen.

Sie haben Eltern sozusagen «im Doppelpack» erlebt. Wie sind Sie damit umgegangen? Haben Sie Loyalitätskonflikte gehabt?

Larissa: Ich kenne nur meine leibliche Mutter, die vor anderthalb Jahren gestorben ist. Ich habe sie jedes halbe Jahr gemeinsam mit meiner Pflegemutter getroffen und einen sehr wertschätzenden Umgang der Elternteile erlebt: Meine leibliche Mutter hat meiner Pflegemutter beispielsweise zum Muttertag immer einen Blumenstrauss geschenkt. Meine leibliche Mutter war sehr froh, dass ich in dieser Familie aufwachsen durfte, und hat mir gesagt, dass ich meine Pflegemutter gerne haben darf. Umgekehrt gilt dies auch für meine Pflegeeltern. Es bestand keine Konkurrenz zwischen ihnen.

Wie wäre es für Sie, in einer Pflegefamilie mit anderen Kindern aufzuwachsen? Was wäre Ihnen dabei ganz wichtig?

Simona: Dass ich so sein darf, wie ich bin, ohne den Anspruch, gleich sein zu müssen wie die leiblichen Kinder. Ich, mit meinem Charakter, hätte wahrscheinlich Angst, dass mich die Pflegeeltern nicht so gerne haben wie die leiblichen Geschwister. Ich würde es auch schätzen, wenn mir meine Pflegeeltern externe fachliche Unterstützung anbieten würden, um meine Lebensgeschichte besser zu verarbeiten. So wie meine Mutter Larissa eine Therapie bei einer Kinesiologin vorgeschlagen hat.

Oda Heine, Mitarbeiterin Espoir

2018

Mit den Händen essen

Herausforderungen in interkulturellen Pflegeverhältnissen

Ein wesentlicher Teil unserer Pflegekinder bringt einen Migrationshintergrund mit. Entweder weil einer oder beide Elternteile ausserhalb der Schweiz geboren sind oder weil das Pflegekind selber erst nach der Geburt in die Schweiz gekommen ist. Bei der Passung, welche Pflegefamilie für welches Kind und Umfeld am besten geeignet ist, spielen diverse Faktoren eine Rolle. Bei Kindern mit Migrationshintergrund gilt es, noch zusätzliche Kriterien zu berücksichtigen. Stammen die leiblichen Eltern oder ein leiblicher Elternteil aus einer anderen ethnischen Gruppe als die Pflegeeltern, geht es nicht nur um unterschiedliche Familienkulturen, die miteinander in Einklang gebracht werden müssen, sondern viel umfänglicher um grundlegende Wertvorstellungen, Rollenbilder und Traditionen, unterschiedliche Sprachen und Religionszugehörigkeiten. Dafür benötigt die Pflegefamilie spezielle Kompetenzen. Aber auch das Pflegekind hat im interkulturellen Kontext spezifische Herausforderungen zu bewältigen, die grossen Einfluss auf seine Identitätsentwicklung haben.

Interkulturelle Kompetenzen

Zum Wohle des Kindes ist es unabdingbar, dass die Pflegeeltern einen angemessenen und wohlwollenden Umgang mit den leiblichen Eltern pflegen, den Kontakt zwischen dem Pflegekind und seinen leiblichen Eltern unterstützen und dem Kind einen positiven Zugang zu seinen kulturellen Wurzeln ermöglichen. Pflegeeltern mit interkulturellen Kompetenzen wissen, dass die Begegnung mit dem Fremden die Selbstverständlichkeit unserer Tradition, unserer Normen und Werte auflöst, und fühlen sich dadurch nicht bedroht. Sie haben Geduld mit sich selbst, Freude am Lernen und Wachsen und ein hohes Mass an Selbstreflexion. Sie verfügen über kommunikative Fähigkeiten, um sich über Differenzen zu verständigen, erarbeiten sich Wissen über die fremde Kultur und besitzen die Fähigkeit, Ungewissheit auszuhalten und Widersprüche zu akzeptieren.

Kulturspezifische Differenzen

Manchmal gehören leibliche Eltern von Pflegekindern einer anderen Religion an als die Pflegeeltern. Bedeutsam wird dies, wenn religiöse Feste in der Pfl-

gefamilie einen hohen Stellenwert haben oder wenn sie in einer Glaubensgemeinschaft aktiv ist. Vonseiten der leiblichen Eltern besteht manchmal die Forderung, das Kind entsprechend ihrer Religion zu erziehen und deren Rituale, wie beispielsweise die Beschneidung bei jüdischen und muslimischen Jungen, zu vollziehen. Da der Glaube beim Menschen im persönlichen Sinn- und Wertesystem verankert ist, reicht dafür die Offenheit gegenüber anderen Religionen nicht aus. Es ist deshalb entscheidend, dass bereits bei der Passung die Ansprüche aller Beteiligten geklärt sind und die Wahl auf eine Pflegefamilie fällt, welche die Ansprüche der Herkunftsfamilie mit ihren eigenen Werten in Einklang bringen kann. Viele Pflegeeltern sind bereit, religiöse Vorgaben beim Essen beim Pflegekind umzusetzen. Wenn die restlichen Familienmitglieder jedoch weiterhin ihr Schweinefleisch essen, besteht die Gefahr, dass das Pflegekind dazugehören möchte und Interesse für das Verbotene zeigt. Wenn die Pflegeeltern es dann möglicherweise zur Anpassung drängen, weil sie es vom Gefühl des Ausgeschlossenseins entlasten möchten, dann vergessen sie dabei seine Loyalität gegenüber seinen Herkunftseltern. Beim Kind wird dies mit Sicherheit zu Spannungen und einem schlechten Gewissen gegenüber seinen leiblichen Eltern führen.

Eine Alternative könnte sein, die Familienesskultur für alle anzupassen, um das Pflegekind in seinem Loyalitätskonflikt zu entlasten und ihm die innere Zugehörigkeit zu zwei Familien zu ermöglichen. Dies bedingt aber eine sehr grosse Toleranz und Beweglichkeit aller Mitglieder der Pflegefamilie. Gesellschaftlich unterschiedliche Bilder zur Rolle von Frau und Mann erlebt das Pflegekind bei Besuchskontakten unmittelbar und muss sich damit auseinandersetzen. Unterstützung ist nur dann möglich, wenn Pflegeeltern und leibliche Eltern sich in ihrer Unterschiedlichkeit akzeptieren und mit dem Pflegekind in einen möglichst wertefreien Austausch kommen. Weitere gesellschaftliche unterschiedliche Vorstellungen und Normen zeigen sich eventuell auch im Bereich Erziehung, Verwandtschaft, Kleider und Körperpflege. Da ist es besonders hilfreich, wenn Pflegeeltern über möglichst viel Information über die andere Kultur verfügen, damit sie die Vorstellungen der Herkunftseltern

einordnen können. Beispielsweise besteht ein afrikanischer Vater darauf, dass sein Junge kurz geschnittenes Haar trägt, obwohl dieser es selber gerne länger tragen würde. Im Austausch mit dem Vater haben die Pflegeeltern erfahren, dass längeres Haar bei Männern in seinem Land als ungepflegt gilt. Mit diesem Wissen lässt sich seine Forderung für alle Beteiligten besser einordnen und akzeptieren. Pflegeeltern, bei denen die eigene kulturelle Prägung und Vorstellung sehr tief verankert ist und die über wenig interkulturelle Kompetenzen verfügen, stoßen schnell an Grenzen und können ihrem Pflegekind nicht mehr gerecht werden. Dies lässt sich teilweise durch eine enge fachliche Begleitung des Pflegeverhältnisses entschärfen. Die Fachperson bringt mit ihrer Aussensicht die nötige Distanz mit, um die Konflikte zu erkennen, sie anzusprechen, Fachwissen zu vermitteln und einen Lernprozess bei den Pflegeeltern anzustossen. Gleichzeitig klärt sie die Frage, wie beispielsweise Entscheidungskompetenzen an neutrale Stellen ausgelagert werden können. Pflegeeltern und Herkunftseltern wird dadurch die Möglichkeit gegeben, sich auf der Beziehungsebene wieder unbelasteter begegnen zu können.

Herausforderungen für das Pflegekind

Pflegekinder, welche bereits in jungen Jahren in die Pflegefamilie kommen, lernen die Sprache ihrer Eltern gar nie oder verlernen sie nach der Platzierung. Ihre sprachliche Verständigung mit der Herkunftsfamilie ist nur eingeschränkt möglich, da wenig Kommunikation stattfindet oder die Besuchskontakte von einer Übersetzerin begleitet werden müssen. Wenn das Kind die Sprache der Eltern nicht spricht, dann ist dadurch auch der Zugang zur Kultur der Eltern nur eingeschränkt möglich und es müssen Alternativen gefunden werden. Je nach Situation oder Sprache überfordert es das Pflegekind und die Pflegefamilie, die Elternsprache zu lernen. Wenn jedoch ein paar wichtige Redewendungen oder Wörter im Pflegefamilienalltag Einzug halten, ist dies bereits ein Zeichen von Interesse und Offenheit gegenüber der Herkunft und ihrer Kultur. Pflegekinder, welche aus einer anderen Kultur stammen und deren ethnische Zugehörigkeit sich auch äusserlich von derjenigen der Pflegefamilie

unterscheidet, werden mit ihrem Anderssein durch Fragen und Bemerkungen von aussen immer wieder konfrontiert. Das Zugehörigkeitsgefühl zur Pflegefamilie leidet darunter und das Kind befindet sich im Dilemma. Seine Bewältigungsstrategie besteht darin, sich von den Pflegeeltern oder von den Herkunftseltern zu distanzieren und abzugrenzen. Dies als Bewältigungsstrategie zu erkennen, ist wichtig. Sonst besteht die Gefahr, es als Desinteresse oder Ablehnung zu interpretieren. Pflegekinder mit dunkler Hautfarbe, dunklem Haar und fremd klingenden Namen sind nicht selten Alltagsrassismus ausgesetzt. Die Pflegeeltern sollten sich dessen bewusst und entsprechend aufmerksam sein. Sie sind es, welche für das Kind in solchen Situationen einstehen und ihm helfen können, eine innere Stärke im Umgang mit Anfeindungen und unterschwelligem Ausgrenzen zu entwickeln.

Gelebte Interkulturalität

Diese Beispiele gelebter Interkulturalität geben einen Einblick in den Pflegefamilienalltag:

- Die Pflegeeltern versuchen am Beispiel des Essens einen gemeinsamen Bezug zum Herkunftsland des Pflegekindes zu schaffen. Sie sammeln Rezepte oder bekommen diese von der leiblichen Mutter, kochen gemeinsam traditionelle Gerichte und lassen sich dabei sogar auf die jeweilige Tischkultur ein, indem sie dieses Gericht beispielsweise mit den Händen essen.
- Die Pflegefamilie besucht Anlässe aus dem kulturellen Herkunftsumfeld des Pflegekindes, wie Konzerte oder Ausstellungen, und fördert den Zugang zu Märchen und Literatur.
- Die Pflegefamilie sucht bei fehlendem Kontakt zwischen Kind und Eltern eine Kontaktperson aus dem Kulturkreis des Pflegekindes. Diese kann so stellvertretend für die Eltern den Zugang zur Kultur sicherstellen.
- Die Religion der leiblichen Mutter hat im Familienalltag Platz. Die Pflegemutter betet vor dem Zubettgehen mit dem Kind ein Gebet, das ihm die leibliche Mutter mitgegeben hat.

- Die Pflegefamilie bereist gemeinsam das Herkunftsland des Pflegekindes und besucht seine Verwandten.
- Die Pflegemutter bringt Verständnis für die andere Kultur auf, indem sie den anderen Umgang mit der Zeit im Alltag mit ihrer Pflēgetochter berücksichtigt.

Interkulturalität als Bereicherung

Pflegeeltern, die sich auf ein interkulturelles Pflegeverhältnis einlassen, haben die Chance, ihre eigenen Bilder zu hinterfragen, Vorurteile abzubauen, Neues zu erfahren und zu lernen, Unterschiedlichkeit anzuerkennen und Gemeinsames zu finden. Sie können dem Pflegekind helfen, den Zugang zu beiden Kulturen zu finden, und dadurch seine Identitätsentwicklung positiv beeinflussen. Leibliche Kinder von Pflegeeltern erlernen bereits in jungen Jahren interkulturelle Kompetenzen und sind somit bestens für die Zukunft unserer globalisierten Welt gerüstet.

Alexandra Neuhaus, Fachleiterin Espoir

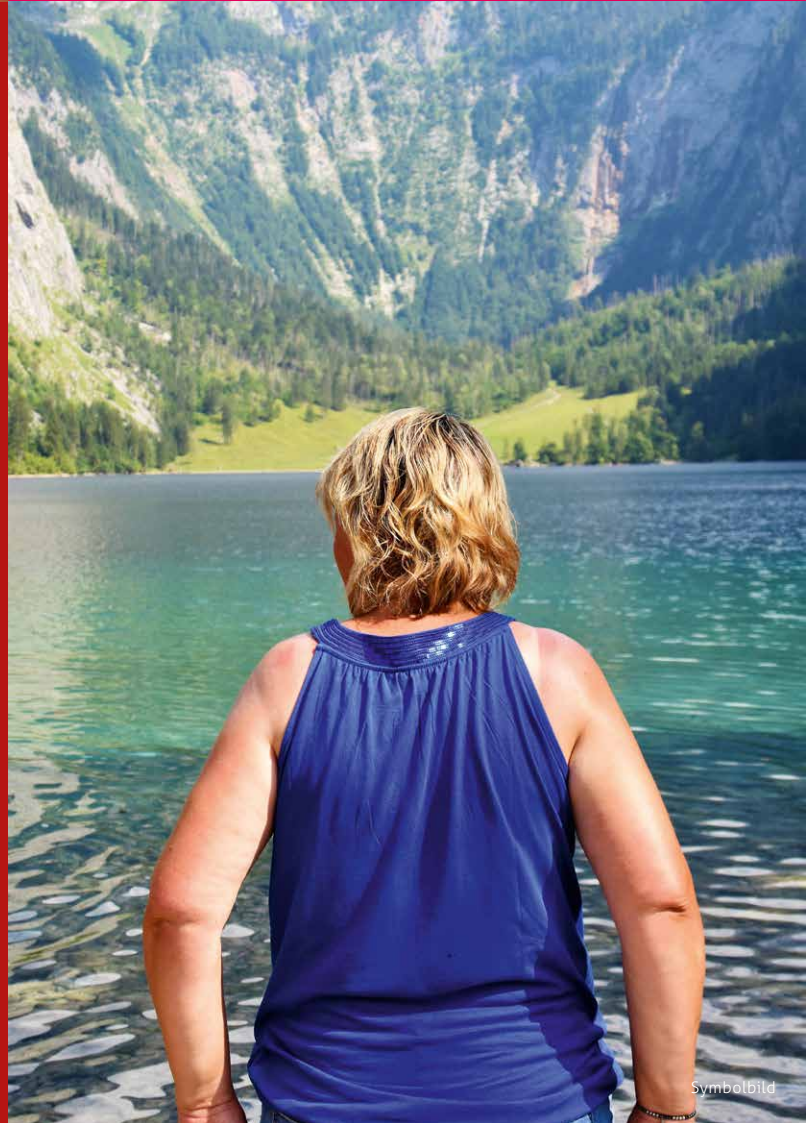


«Ich wünsche mir, dass es Espoir auch in den nächsten 30 Jahren gelingen wird, Kindern, Jugendlichen und Familien Lebenshoffnung zu vermitteln und damit ein gelingendes Leben zu ermöglichen.»

André Woodtli, Amtschef
Amt für Jugend und
Berufsberatung

«In meinem Arbeitsalltag bin ich immer wieder mit komplexen Situationen in Familien konfrontiert. Dabei ist es enorm wertvoll, kompetente, erfahrene Organisationen wie Espoir beanspruchen zu können. Ich kann dabei von dem grossen Engagement, der breiten Erfahrung und dem unermüdlichen Einsatz zum Wohl von Kindern und Familien profitieren. Alles Gute zum Jubiläum und danke für eure wertvolle Arbeit!»

Eveline Gysin, Sozialarbeiterin
FH kjz Pfäffikon



Wozu dienen Kontakte?

Kontakte ermöglichen dem Kind, ein inneres Bild von Mutter oder Vater zu entwickeln. Durch Kontakte fühlt sich das Kind weniger verlassen. Kinder ohne Kontakte zur Herkunftsfamilie haben es schwerer, herauszufinden, wer sie selbst sind, und fühlen sich einsamer auf der Welt. Das Kind, das mit vertrauten Menschen (auch Grosseltern oder Geschwistern) in Verbindung bleibt, kann besser neue Bindungen knüpfen. Kontakte dienen dem Erhalt von Verbindung und zugleich dem Aufbau neuer Bindungen. Pflegekinder tragen innere Bilder von ihren Eltern in sich, ebenso von ihren Pflegeeltern. Was diese gegenüber den Eltern fühlen, beeinflusst die inneren Bilder von den Eltern und somit das Ja oder Nein der Kinder zu sich selbst und zu ihrem Leben. Manchmal wollen Pflegeeltern dem Kind Belastungen ersparen und Kontakte vermeiden. Doch die Liebe des Kindes zu seinen Pflegeeltern wird stärker, wenn diese die Eltern des Kindes als zum Leben dazugehörig achten. Natürlich gibt es auch Eltern, die den Besuchen fernbleiben, weil sie zu stark mit sich und ihren Krisen beschäftigt sind. Auch das sollten Fachkräfte und Pflegeeltern respektieren (es sei denn, eine Rückkehr ist geplant). Hier benötigen Kinder Beistand von Erwachsenen: «Ich verstehe, dass dir deine Mama fehlt. Es liegt nicht an dir, wenn deine Mama nicht kommt. Es gibt Gründe, die in ihr liegen. Sie bleibt trotzdem deine Mama und ich mag sie.»

Ausnahmezeit für alle Beteiligten

Das Kind wird am Besuchstag mit seiner besonderen Lebenssituation konfrontiert. Pflegeeltern müssen dem Kind eine Auszeit vom Alltags- und Familienleben genehmigen. Auch Eltern müssen lernen, dass die Besuchszeit eine Ausnahmezeit ist. Ist eine Rückführung auszuschliessen, sollten die Eltern keine erzieherischen Aufgaben übernehmen müssen, sondern die gemeinsame Zeit geniessen. Wird das Kind zu seinen Eltern zurückkehren, sollen Kontakte mit viel Alltagsverantwortung für die Eltern verbunden sein.

Ambivalenzbegleitung für das Kind

Das Kind benötigt von seinen Pflegeeltern am Besuchstag die innere Erlaubnis, ein bisschen «durchein-

ander» zu sein. Wiedersehensfreude mischt sich mit dem Schmerz, von den Eltern getrennt zu leben. Die Grenzen der Eltern werden spürbar. Viele Kinder wollen sich ihre Enttäuschung nicht eingestehen, sie idealisieren die Eltern. Die Pflegeeltern können das Kind unterstützen, die Geschehnisse zu ordnen und zu verdauen. Sie können das Kind anleiten, gemischte Gefühle zuzulassen: «Wenn das meine Mutter wäre, dann hätte ich sie lieb, weil sie meine Mutter ist, und zugleich täte es mir weh, dass sie so ist, wie sie ist.»

Wenn Kontakte für das Kind unzumutbar sind

Haben Mutter oder Vater das Kind körperlich, seelisch oder sexuell misshandelt oder hat eine psychisch erkrankte Mutter einen psychotischen Schub, sind Kontakte zu stoppen. Damit ist das Kind zunächst geschützt. Zugleich bleibt es den negativen inneren Bildern von Mutter oder Vater ausgeliefert. Als Kind von «Monstereltern» befürchtet es, in deren Fussstapfen zu treten. Dieses Kind braucht Biografiearbeit, Trauerarbeit und das Begreifen, weshalb die Eltern so wurden, wie sie sind. Hier sind die Pflegeeltern wieder Vorbild: Wenn sie die Eltern mit Schatten und Licht respektieren, können die Kinder irgendwann Frieden schliessen mit ihrem aussergewöhnlichen Schicksal.

Irmela Wiemann, psychologische Psychotherapeutin, Familientherapeutin und Autorin.

Spannungsfeld zwischen den Erwartungen der Eltern und Pflegeeltern und dem Wohl des Kindes

Gerne möchte ich anhand von zwei praktischen Beispielen aufzeigen, wie komplex dieses Thema ist und wie wir, als Koordinatorinnen und Koordinatoren, flexibel und differenziert auf die besonderen Situationen der Pflegekinder eingehen müssen. Es wäre oft soviel einfacher, wenn die Eltern nicht wären und das Kind sich voll auf die Welt der Pflegeeltern einlassen könnte, seufzen sicher viele Pflegeeltern und mit ihnen sicher auch manchmal heimlich das übrige Helfersystem. Immer wieder kann ich jedoch auch beobachten, wie Kinder, welche keinen Kontakt zu der Herkunftsfamilie haben, sich desorientiert ein seltsames Weltbild zusammenbasteln und in einer anderen Welt leben. Kinder, welche ihre Eltern regelmässig sehen, werden sicher zwischen zwei Familiensystemen hin- und hergerissen, machen jedoch einen Lernprozess, wenn sie von Erwachsenen dabei unterstützt werden und lernen, ihre Geschichte realistisch einzuschätzen, zu akzeptieren und in ihr neues Leben zu integrieren. Dieser Prozess ist jedoch oft ein langer, zermürender Weg für alle Beteiligten. Die gute Zusammenarbeit zwischen Eltern, Pflegeeltern und zuweisenden Stellen erleichtert uns diese Aufgabe natürlich sehr, ansonsten müssen wir das Wohl des Kindes im Auge behalten und uns dafür einsetzen. Da wir keine rechtlichen Kompetenzen haben, können wir Prozesse begleiten, Schwachstellen aufzeigen und Empfehlungen machen, mehr liegt nicht in unserer Macht, was wir oft bitter einsehen müssen.

Geschichte von Martha*

Eine HIV-positive Mutter war nach längerer Zeit bereit, ihre Tochter Martha vom Kleinkinderheim in eine Espoir-Pflegefamilie platzieren zu lassen. Sie besuchte mit mir zusammen zwei in Frage kommende Familien, welche sich beide bereit zeigten, das Mädchen bei sich aufzunehmen. Sie entschied sich voller Überzeugung für die Familie, die sie bereits schon früher kennen gelernt hatte. Ein sanfter Übergang konnte gemacht werden, durch Wochenenden und Ferien, die Martha in der Pflegefamilie verbrachte, bis hin zu ihrem Umzug im Sommer, der von der Mutter liebevoll begleitet wurde. Martha freute sich auf die Pflegefamilie und die Einschulung am neuen Wohnort.

Im Kinderheim hatte die Mutter Martha täglich angerufen und sie zweimal wöchentlich besucht. Um Martha den Übergang zu erleichtern, behielten wir diese Regelung bei. Die Tochter begann sich in der Pflegefamilie einzuleben, es fiel ihr leicht, da die Mutter diese Platzierung befürwortete. Der Mutter gefiel es so gut, dass sie versuchte, die Besuche auszuweiten.

Anstrengende tägliche Telefongespräche

Für die Pflegefamilie waren diese Besuche und täglichen Telefongespräche anstrengend. Die Mutter war nicht imstande, Grenzen zu setzen und sie beobachteten, wie Martha die Verantwortung für die Mutter übernahm und den Ablauf dieser Besuche organisierte, bestimmte und kontrollierte. Nach diesen Besuchen reagierte Martha mit heftigen Wutanfällen, wenn sie nicht selber bestimmen konnte. Sie stellte sich auf die Stufe der Pflegeeltern. Einfache Forderungen wie, z.B. Finken anziehen, lösten ein Riesendrama aus, oft flog die Brille von Martha in eine Ecke, es wurde gestampft und getobt und nachdem dieser Ausbruch vorbei war, sahen sich die Beteiligten erschöpft an und konnten diese unkontrollierten Wutanfälle wegen einer Bagatelle anfänglich nicht zuordnen.

Mit der Zeit konnte die Pflegemutter, infolge der Auseinandersetzung mit der Herkunftsgeschichte von Martha, verstehen, weshalb sie eine solche Wut oder Ängste bekam, wenn sie die Kontrolle übergeben musste. Martha hatte zuerst bei den Eltern gelebt, welche beide drogenabhängig waren und musste im Alltag zurechtkommen. Beide Eltern liebten sie sehr, der Vater starb und sie kam danach für zwei Jahre in ein Kinderheim. Nun war sie wieder in einem Familiensystem und verfiel in ihr altes Muster, für alles die Verantwortung zu übernehmen. Kam die Mutter auf Besuch, ging dieses Muster auf. Es fiel ihr offensichtlich schwer, diese für sie damals wichtige Überlebensstrategie in der Pflegefamilie aufzugeben. Wir spürten, dass Martha sich bei diesen vielen Besuchen und täglichen Telefongesprächen gar nicht richtig auf das neue Familiensystem und ihre Rolle als kleines Erstklassenmädchen einlassen konnte.

Ein Blick voll nackter Angst

Wir mussten uns eine neue Regelung ausdenken. Als ich das erste Mal mit der Mutter über eine minimale Einschränkung der Telefonkontakte sprach, traf mich ein Blick der Mutter, der voll nackter Angst war. Ich spürte in diesem Moment, dass Martha sie noch am Leben erhielt, sie für sich keine Perspektive mehr sah und jetzt fürchtete, dass sich ihre Tochter entfremden könnte. In diesem Moment waren der Schmerz der abgebenden Mutter und das Wissen, dass ihre Tochter nie mehr mit ihr zusammenleben würde, deutlich spürbar. Dieser Moment ging vorbei und wir konnten über die Reaktionen von Martha sprechen und die Mutter zeigte sich als liebevolle Mutter bereit, alles zu tun, damit Martha sich in der Pflegefamilie wohlfühlen kann.

Der Mutter ging es gesundheitlich immer schlechter. Sie wollte diesen Zustand nicht wahrhaben, konsumierte vermehrt, sah elend aus und erzählte im Gegensatz dazu, es ginge ihr gut. Die Telefonzeiten hielt die Mutter nicht immer ein. Martha machte sich grosse Sorgen um die Mutter. Sie dachte viel über sie nach und äusserte sich eines Tages der Pflegemutter gegenüber, dass sie sich wünsche, dass die Mutter nach ihrem Tod am Wohnort der Pflegeeltern begraben werde. Es war also dem kleinen Mädchen bewusst, dass auch die Mutter wie der Vater bald sterben könnte. Da die Äusserungen der Mutter nicht mit ihrem Empfinden übereinstimmten, begann es ihr, nach den Besuchen richtig schlecht zu gehen, sie fühlte sich elend, fror und nässte ein.

Zwischen Weihnachten und Neujahr konnten Mutter und Tochter fünf begleitete Ferientage in den Bergen miteinander verbringen. Die Pflegemutter hatte Mutter und Tochter auf der Reise begleitet und ich holte beide wieder ab. Die Reise hätte die Mutter nicht allein machen können. Noch einmal konnte die Mutter ihre Tochter den ganzen Tag begleiten und sie abends ins Bett bringen, im gleichen Zimmer schlafen, den Atemzügen der Tochter lauschen. Es war immer eine Begleitperson da, welche übernahm, wenn die Mutter die Kraft für die Tochter nicht mehr aufbrachte. Danach schränkten wir den Besuchskontakt

auf einmal wöchentlich ein. Alle 14 Tage wird nun die Mutter von einem Familienbegleiter begleitet und kann dadurch auch Ausflüge mit ihrer Tochter unternehmen. Martha kann schöne Erlebnisse mit ihrer Mutter geniessen und darf dabei ganz Kind bleiben. Die Telefonkontakte finden nun mittags statt, damit der Abend unbelastet bleibt, falls die Mutter nicht anruft. Wir müssen die Besuche und die Auswirkungen auf das Kind weiterhin beobachten und je nach Situation neu überdenken. Die Pflegeeltern und eine Therapeutin werden Martha liebevoll auf diesem schmerzlichen Ablösungsweg von der Mutter begleiten.

Geschichte von Ricarda* und Carlo*

Im April wurde ein Geschwisterpaar, fünf- und zweijährig, aus dem Kinderspital in eine Espoir-Pflegefamilie notfallplatziert. Es bestand der Verdacht der Misshandlung durch die Eltern. Die Eltern hatten von Anfang an das Recht, die Kinder alle zwei Wochen für zwei Stunden zu besuchen und einmal wöchentlich anzurufen.

Die Vormundschaftsbehörde hatte einen Obhutsentzug bei den Eltern veranlasst. Beide Eltern bemühten sich mit ihren Anwälten um die Wiederherstellung der Obhut der Kinder. Die Besuche von Vater und Mutter wurden von je einer Sozialpädagogischen Familienbegleitung begleitet und fanden anfänglich in der Pflegefamilie statt. Da die Eltern die Misshandlung der Kinder abstritten und sich gegenseitig massiv beschuldigten, war die Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie von Anfang an belastet. Speziell die Mutter verhielt sich bei diesen Besuchen stark übergreifend und empfand die Pflegemutter als Rivalin. Immer wieder kam es zu verbalen Attacken und die Mutter verhielt sich im Haus der Pflegemutter distanzlos. Dadurch mussten die Besuche im Oktober an einen neutralen Ort verlegt werden. Die Telefonkontakte blieben trotz belastender Gespräche bestehen. Die Mutter zeigte sich nie zufrieden mit den Antworten der Tochter, schimpfte über den Vater und versprach ihrer Tochter alles Mögliche, wenn sie nach Hause zurückkäme. Nach solchen Gesprächen war Ricarda jeweils verunsichert und äusserte von sich

aus, dass sie diese Telefongespräche nicht mehr möchte.

Begleitete Besuche

Die Besuche jedoch konnte sie manchmal mit ihrem Bruder zusammen geniessen. Durch die Begleitung kamen kindgerechte Situationen zustande, Konfliktgespräche wurden unterbrochen und die Eltern wurden immer wieder auf die Bedürfnisse der Kinder aufmerksam gemacht. Beim Vater fiel auf, dass er wenig inneren Bezug zu seinen Kindern hatte. Sein Einfühlungsvermögen und Verständnis dafür, dass Trotzen und Verweigern von Kindern normale Kennzeichen einer gesunden Entwicklung sind, waren beschränkt. Er brauchte die Vermittlung der Familienbegleitung.

Bei der Mutter hatte man den Eindruck einer Frau in dauernder Not. Sie konnte nicht unterscheiden zwischen ihren Problemen und den Bedürfnissen der Kinder. Die Kinder gehörten zu ihr und wurden ihr ungerechterweise entrissen und dagegen kämpfte sie mit allen Mitteln. Immer wieder sprach sie vor den Kindern über ihre Situation, überfüllte die Kinder mit Süßigkeiten, bis es ihnen schlecht wurde. Manchmal zeigte sie Ansätze, die Besuche so zu gestalten, dass die Kinder zwei unbeschwerte Stunden mit ihr verbringen konnten.

Ricardas Ambivalenz

Im Zentrum der Aufmerksamkeit von Vater und Mutter war Ricarda. Um sie wurde heftig geworben und es wurde versucht, sie zu vereinnahmen. Der kleine Bruder wurde manchmal fast etwas vergessen. Ricarda ist in einem Alter, in dem sie sich verbal gut ausdrücken kann. Sie kann sagen, was sie will und was sie weiss. Manchmal ist Ricarda durch diese ständigen Einflüsse in einer solchen Ambivalenz, dass sie nicht mehr weiss, was sie fühlt. Bei den Besuchen erlebt sie ihre Eltern als unbedrohlich und manchmal stellt sie sich vor, wieder nach Hause zurückkehren zu können. Aber zu wem soll sie gehen? Ihre Eltern leben getrennt und hassen sich gegenseitig. Dann wieder genießt sie das unbeschwerte Leben in der Pflegefamilie. Oft ist sie so besetzt durch ihre belastende Situation, dass sie Zusammenhänge nicht versteht, den Faden zur Realität verliert und in ihrem Bewegungsrhythmus verlangsamt ist.

Einmal, als die Mutter in das Haus der Pflegefamilie einbrach, weil sie ihre Kinder nicht sofort sprechen konnte, wusste Ricarda, was sie wollte. Sie wollte bei der Pflegemutter bleiben und nicht mit der tobenden Mutter mitgehen. Sie grenzte sich mit klaren Worten gegenüber der Mutter ab. Auch versuchte sie Mutter und Pflegemutter später einander näher zu bringen, mit dem Vorschlag, mit der Pflegemutter die Mutter zu besuchen.

Es ist ein schwieriger Prozess, den Kindern den Kontakt zu den Eltern zu ermöglichen und sie gleichzeitig vor weiteren Traumatisierungen zu schützen. Bezüglich Obhutszuteilung findet nun eine Abklärung am Marie Meierhofer Institut für das Kind statt. In dieser schwierigen Lebenssituation braucht Ricarda sofortige Hilfe durch erwachsene Gesprächspartner, die ihr behutsam zeigen, dass sie es aushält, über diese furchtbare Situation zu sprechen. Das Mädchen kann in Gesprächen mit der Pflegemutter und der Therapeutin seinen Schmerz und seine Sehnsucht verarbeiten, wenn sie sich öffnet. Sie braucht immer wieder Brücken von einfühlsamen Erwachsenen, damit sie sich überhaupt zu öffnen wagt. Gelingt dies nicht, lassen wir sie in ihrer grossen Notlage allein.

Dieses Beispiel zeigt auf, wie anspruchsvoll eine solche Begleitung und wie schwierig der Kontakt zu der Herkunftsfamilie sein kann, wenn diese gegen eine Platzierung ist. Diese Eltern sind voller Wut und Schmerz über den Eingriff in ihre Intimsphäre und haben selber wohl keine geborgenen Kindheits-erlebnisse, die sie auf die Bedürfnisse ihrer Kinder sensibilisieren könnten. Anhand der dokumentarischen Berichte über den Verlauf des Prozesses in der Pflegefamilie und dem begleiteten Restkontakt der Eltern kann ein Bild über die Ressourcen der Eltern vermittelt werden und wir hoffen, dass diese Berichte bei der Abklärung um die Obhutszuteilung das nötige Gewicht bekommen. Es ist uns bewusst, dass die Kinder nach der Abklärung nicht in der Pflegefamilie bleiben können, da die Mutter sich nie hinter einen solchen Entscheid stellen wird und die Pflegefamilie als zu grosse Konkurrenz wahrnimmt.

Irene Müller, ehemalige Mitarbeiterin Espoir

* Namen geändert

Kommentar

In der Regel verordnet die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) Besuchskontakte. Die Modalitäten werden in regelmässigen Abständen an den Standortsitzungen überprüft.

Espoir ist der Kontakt des Pflegekindes zu seiner Familie ein grosses Anliegen – wenn dies dem Wohl des Kindes dient. Die leiblichen Eltern sind die Grundlage der Identität des Pflegekindes. Die Besuchskontakte können dem Kind bei der Identitätsfindung helfen. Die doppelte Elternschaft wird ihm bewusst und es kann erfahren, weshalb es bei den Pflegeeltern lebt. Pflegeeltern von Espoir werden darauf vorbereitet, dass es positive Auswirkungen auf das Pflegekind hat, wenn sie dem Herkunftssystem gegenüber eine wertschätzende Grundhaltung einnehmen und werden dabei laufend unterstützt. Wertschätzung gegenüber der Herkunft heisst immer auch Wertschätzung gegenüber dem Pflegekind.

Immer wieder ist Espoir mit dem Wunsch konfrontiert, dass die Besuchskontakte von Eltern zu ihren Kindern bei den Pflegeeltern zuhause stattfinden und von den Pflegeeltern begleitet werden. Espoir hat sich fachlich intensiv mit diesen Fragen auseinandergesetzt und vertritt die Haltung, dass Pflegeeltern bezüglich Flexibilität und Anzahl von Besuchskontakten nicht uneingeschränkt zur Verfügung stehen können. Von Besuchskontakten bei der Pflegefamilie zuhause raten wir ab. Kontakte auf neutralem Boden wirken entlastend auf alle Erwachsenen und dadurch auch auf das Kind. Espoir verfügt über zwei kindgerecht eingerichtete Besuchszimmer auf seiner Geschäftsstelle, die sich dafür eignen.

Die Aufgabe der Pflegeeltern ist es, das Pflegekind auf den Besuch vorzubereiten und zusammen mit Espoir einen kinderfreundlichen Übergaberahmen zu gestalten. Nach dem Besuchskontakt unterstützen sie das Kind bei der Einordnung des Erlebten.

Bei allem Bemühen von beiden Seiten muss berücksichtigt werden, dass die Begegnungen während der Besuchskontakte für das Kind, die Herkunftseltern sowie die Pflegeeltern eine grosse emotionale Herausforderung darstellen können. Das oberste Ziel von Espoir ist es, das Kindeswohl zu schützen und den Besuch für alle Beteiligten zu einem positiven Erlebnis zu machen.



«Kinder in belasteten Situationen haben ein Anrecht auf Kontinuität und Geborgenheit und brauchen keine «Feuerwehrübungen». Mit Mut, Innovation und unkonventionellem Handeln haben Organisationen wie Espoir einer Generation von Kindern eine Perspektive und ein Aufwachsen zu eigenständigen Persönlichkeiten ermöglicht. Ich wünsche Espoir, dem Gründungsgedanken treu zu bleiben und mutig weiterzuschreiten!

Lucia Schmid, Vorstandsmitglied
Fachverband DAF Pflegekind
und ehemalige Geschäftsführerin
Espoir

«Espoir steht seit 30 Jahren dafür, dass nicht nur die Kinder, sondern auch die Pflegeeltern mit verlässlicher und menschlicher Professionalität begleitet und unterstützt werden. Herzlichen Dank, dass ihr euch immer weiter lebendig entwickelt!»

Stefan Blum,
Kinderanwalt



2021

Kontakt zur Herkunft Die Sicht von direkt Betroffenen

Für diesen Artikel haben wir mit der leiblichen Mutter eines Pflegekindes sowie zwei erwachsenen Pflegekindern gesprochen. Lesen Sie hier, wie sie die Besuchskontakte zu ihrem Herkunftsumfeld wahrnehmen und was ihnen dabei wichtig ist. Aus Datenschutzgründen haben wir die Namen aller befragten Personen geändert.

Angemessene Privatsphäre ist wichtig

Es ist einer der schönen Spätsommertage. Auf einer Holzbank im Innenhof der Espoir-Geschäftsstelle in Zürich, direkt neben dem Spielplatz, sitzen ein Junge und eine junge Frau mit Baseballkappe nahe nebeneinander und wippen im Takt der Rap-Musik aus dem Handy. Es sind der sechsjährige Robin, der bei einer Pflegefamilie lebt, und seine leibliche Mutter Lara M. Sie sehen sich hier einmal im Monat. Ihre Kontakte werden durch eine Espoir-Koordinatorin begleitet. Diese hat Mutter und Sohn aus der Distanz im Auge. «Ich möchte den beiden eine angemessene Privatsphäre bei ihrem Zusammensein ermöglichen», sagt die Koordinatorin, nachdem sie eineinhalb Stunden zuvor die Übergabe des Jungen vom Pflegevater zur leiblichen Mutter begleitet hatte und einschätzen konnte, dass sich Robin und Lara M. wohlfühlen und ihr Treffen gut verlaufen wird.

Wegen Klinikaufenthalt vorübergehend keinen Kontakt

Als die behördlich vorgesehenen zwei Stunden Besuchskontakt vorbei sind und der Pflegevater sich mit Robin verabschiedet hat, erzählt Lara M., dass sie Robin seit einem knappen Jahr in diesem Rhythmus treffe, seit sie aus einer Klinik entlassen worden sei. Davor ging es Lara M. mental und physisch gar nicht gut und sie hatte keinen Kontakt zu Robin. «Ich wollte auf gar keinen Fall, dass mich mein Sohn so sieht», sagt sie. «Ich habe meine Beiständin darum gebeten, dass er in einer Pflegefamilie und nicht in einem Kinderheim untergebracht wird. Das war mir sehr wichtig, weil ich selbst als Kind im Heim gewesen bin und da ist es nicht so schön.»

Lara M. ist glücklich, dass sie Robin nun wieder regelmässig sehen darf. Sie freut sich, dass er in einer so

liebvollen Pflegefamilie aufgenommen wurde, in der er gefördert wird und sich gut entwickelt. Sie selbst und auch der leibliche Vater, zu dem sie keinen Kontakt hat, können sich aus verschiedenen gesundheitlichen Gründen nicht um Robin kümmern. «Das würde ich Robin auch so erklären, wenn er mich fragt, warum er in einer Pflegefamilie ist», sagt Lara M. «Bisher hat er das aber noch nicht getan.» Robin hat auch einmal im Monat begleiteten Besuchskontakt zu seinem Vater.

Das Vertrauen wächst stetig

Im Verlauf der begleiteten Besuchskontakte hat Robin immer mehr Vertrauen gewonnen und nimmt seine Mutter in den Arm, wenn er sie trifft. Er darf laut seiner Mutter bestimmen, was sie bei ihren Besuchskontakten unternehmen beziehungsweise spielen. Dafür bietet Espoir einen kindgerechten Rahmen mit einem Spielzimmer und einem Spielplatz im Innenhof. «Ich finde es gemütlich und gut hier», bestätigt Lara M. «Aber wenn wir uns nächsten Monat sehen, wollen wir ins Schwimmbad gehen und dort Mittagessen und etwas spielen.» Lara M. fühlt sich durch die Espoir-Koordinatorin gut unterstützt. «Ich habe Vertrauen zu ihr und kann ihr alles erzählen.»

Neben den begleiteten Besuchskontakten gibt es keine anderen Kontaktformen zwischen Lara M. und Robin und seiner Pflegefamilie. Wenn Lara M. mehr über Robins Entwicklung und ihn betreffende Angelegenheiten erfahren will, kontaktiert sie ihre Beiständin. Lara M. würde Robin gerne zweimal im Monat sehen. Ihre Beiständin hat entschieden, in einem ersten Schritt das monatliche Treffen von zwei auf drei Stunden auszuweiten. So sind auch andere Aktivitäten, beispielsweise kleinere Ausflüge, mit Robin möglich. Der Gesundheitszustand von Lara M. muss sich jedoch erst dauerhaft stabilisiert haben, um mehr Besuchskontakte zuzulassen. Es wäre für Robin nicht förderlich, wenn angesetzte Besuche wieder abgesagt werden müssten. «Wir arbeiten darauf hin», sagt Lara M. zuversichtlich.

Die Espoir-Koordinatorin betont, wie wichtig die Kontakte zu den leiblichen Eltern für die Entwicklung von Kindern sind. Es gibt den Kindern Antworten auf die Fragen: «Wer bin ich?» und «Wo sind meine

Wurzeln?» «Wenn – wie in diesem Fall – die leibliche Mutter hinter der Pflegeplatzierung ihres Kindes steht, ist das ein Riesengewinn für alle, insbesondere für das Kind. Es muss keine Loyalitätskonflikte durchleben.»

Perspektivenwechsel – im Gespräch mit volljährigen Pflegekindern: Die 20-jährige Lucy, die bei einer Espoir-Pflegemutter aufgewachsen ist, treffen wir online per Zoom. Sie schaltet sich von ihrer eigenen kleinen Wohnung dazu, die sie vor kurzem bezogen hat. Sie absolviert zurzeit eine KV-Lehre im Gesundheitswesen inkl. Berufsmaturitätsschule. Den 18-jährigen Lars, der in wenigen Monaten seine Lehre als Zimmermann abschliessen wird und noch bei seiner Pflegefamilie wohnt, treffen wir einige Tage später bei Espoir. Trotz ihrer unterschiedlichen Ausgangslagen und Lebensentwürfe schätzen Lucy und Lars die Kontakte zu ihren leiblichen Eltern in manchen Belangen sehr ähnlich ein.

Wie ist es, «doppelte Eltern» zu haben?

Lucy: Als ich etwa sieben oder acht Jahre alt war, wurde ich nicht viel danach gefragt, weil Kinder das eigentlich nicht so interessiert. Später nahmen die Fragen, wieso ich bei einer Pflegemutter wohne, zu. Es begann, mich zu stören und ich erzählte, dass sie meine Stiefmutter ist. Mit dem Älterwerden wurde mir klar, dass ich nicht allen meine Lebensumstände erklären muss. Nur mein engster Freundeskreis wusste darüber Bescheid. Inzwischen erkenne ich, dass es auch Vorteile hat mit «doppelten Eltern» aufzuwachsen, weil ich von beiden Elternteilen lernen kann. Du kannst das Schlechte weglassen und die guten Dinge für dich berücksichtigen.

Lars: Am Anfang wusste niemand, dass ich Pflegeeltern habe. Als ich Freunde gefunden hatte und es ihnen erzählte, haben sie nicht verstanden, was das bedeutet und gesagt, es tue ihnen leid. Für mich war es aber ganz normal. Ich habe das nie als Problem gesehen, Pflegeeltern zu haben. Im Gegenteil, für mich ist es eine Bereicherung, «doppelte Eltern» zu haben. Einerseits in Bezug auf Familienfeste, die traditionell bei meiner Pflegefamilie in grossem Rahmen stattfinden und andererseits in Bezug auf die Erziehung, die ich

von beiden Seiten erhalten habe. Ich kann für mich das Beste aus allem ableiten. Auch heute werde ich manchmal gefragt, was Pflegefamilie eigentlich bedeutet. Meine Erklärung ist: Es ist wie Adoption, aber das Sorgerecht hat immer noch meine Mutter.

Hast du regelmässig Kontakt zu deinen Eltern und Pflegeeltern?

Lucy: Durch meine Ausbildung habe ich nicht so viel Zeit, aber ich versuche, sie zweimal pro Woche anzurufen, um kurz zu hören, wie es ihnen geht. Und umgekehrt melden sie sich auch bei mir. Meine leibliche Mutter lebt seit einiger Zeit in Frankreich. Als ich klein war, bin ich einmal pro Monat bei meiner Mutter gewesen.

Lars: Ich wohne ja noch bei meinen Pflegeeltern und zu meiner Mutter habe ich regelmässigen Kontakt. Meinen Vater kenne ich nicht. Durch meine Arbeitszeiten haben wir aktuell mehr schriftlich oder telefonisch Kontakt miteinander. Als ich jünger war, war ich jedes zweite Wochenende bei meiner Mutter. Zwischen durch gab es auch schwierigere Zeiten mit vielen Streitigkeiten. Da wurde der Kontakt dann auf einen Tag jedes zweite Wochenende reduziert. In der Regel haben das meine Pflegeeltern mit meiner Mutter ausgehandelt. Als ich mit 16 in die Lehre kam, habe ich die Kontakte dann selbst mit meiner Mutter vereinbart.

Was ist dir besonders wichtig an deiner Beziehung zu deinen Eltern und Pflegeeltern?

Lucy: Dass wir uns regelmässig austauschen und ehrlich miteinander reden, vor allem jetzt, wo ich allein wohne. Am Allerwichtigsten ist mir, dass sich meine Mutter und meine Pflegemutter gegenseitig respektieren und nicht eifersüchtig aufeinander sind. Beide wollen das Beste für mich. Sie müssen sich mich sozusagen teilen. Das gelingt bis jetzt ganz gut.

Lars: Dass ich zu beiden guten Kontakt habe und ich weiss, dass sie sich gegenseitig respektieren. Sie setzen sich für mich ein. Sie haben mich nie in Situationen gebracht, in denen ich mich für die eine oder die andere Seite entscheiden musste.

Warum bist du bei Pflegeeltern aufgewachsen?

Lucy: Ich war ja zuerst im Kinderheim bis ich fünf Jahre alt war und dort haben sie mir erzählt, dass meine Mutter im Flugzeug nach Afrika geflogen sei. Das habe ich geglaubt und habe bei jedem Flugzeug, das ich sah, gedacht, da sitzt meine Mami drin. Und ich habe mich von ihr im Stich gelassen gefühlt. Erst als ich dann zu meiner Pflegemutter kam, hat diese mir erzählt, dass es meiner Mutter nicht gut geht und sie sich nicht um mich kümmern kann, sie mich aber trotzdem liebt. Sie war gar nicht in Afrika. Es regt mich bis heute sehr auf, dass sie mir damals nicht die Wahrheit gesagt haben. Diese ist zwar manchmal hart, aber immer besser als angelogen zu werden. Ich war ein ziemlich cleveres Kind und habe bald realisiert, dass meine Mutter sich nicht um mich kümmern kann, weil sie mit eigenen grossen Problemen kämpfte, da spielten unter anderem Kriminalität und Gefängnis eine Rolle. Und so kannst du dich nicht um ein Kind kümmern. Ich selbst wollte mich gar nicht in diese Gefahrenzone begeben.

Lars: Weil meine Mutter mit mir überfordert war, aber das konnte ich damals mit acht Jahren noch nicht verstehen. Ich habe es am Anfang auch überspielt und es als «mega Abenteuer» betrachtet, allein von zu Hause weg zu sein. Aus heutiger Sicht finde ich es gut, dass ich in eine Pflegefamilie gekommen bin. Meine Mutter war stark depressiv und überfordert mit mir als extrem aktives ADHS-Kind. Für meine Mutter war es eine schwierige Zeit, zumal auch meine jüngere Halbschwester damals bei ihrem Vater wohnen wollte und ausgezogen ist. Letztlich war es der Hilferuf meiner Mutter bei den Behörden, die dann veranlasst haben, dass ich in eine Pflegefamilie komme. Im Nachhinein war es für mich und meine Mutter das Beste, was uns passieren konnte. Ich war zunächst sechs Monate in einer SOS-Pflegefamilie, anschliessend für kurze drei Monate in einer anderen Pflegefamilie bis ich dann in meine jetzige Pflegefamilie gekommen bin.

Durfst du die Kontaktbesuche mitgestalten?

Lucy: Ja, mein Zwillingbruder – er lebt in einer anderen Pflegefamilie – und ich konnten uns wünschen,

was wir unternehmen. Häufig hat meine Mutter mir die Haare frisiert. Afro-Haare sind nicht einfach zu handhaben. Inzwischen kann ich das selbst, es ist Teil meiner afrikanischen Kultur. Ich fand es schön, afrikanische Gerichte kennenzulernen, die meine Mutter für uns gekocht hat und mitgab oder Freunde von meinem Kontinent zu treffen.

Mein Interesse, meine afrikanischen Wurzeln kennenzulernen, wurde immer grösser. Sie sind ein Teil von mir und meine Mutter hat sie mir vermittelt. Ich finde es sehr wichtig, seine Herkunft nicht zu vergessen, nur weil man Pflegekind ist. Nur so kannst du herausfinden, wer du bist. Ich bin froh, dass meine Pflegemutter das auch zugelassen hat. Mit 13 oder 14 Jahren durfte ich nach Afrika reisen und da habe ich sie richtig stark gespürt, meine Wurzeln, meine Herkunft. Ich konnte 100%-ig afrikanisch fühlen.

Lars: Ja. Ich hatte und habe auch heute noch engen Kontakt zu meinem «Ehren-Götti», dem Adoptivbruder meiner Mutter. Bei ihm habe ich auch viele Wochenenden verbracht. Er lebte damals mit seiner Frau in einer WG. Ich wurde von allen voll akzeptiert. Besonders gerne erinnere ich mich an die Spieleabende dort oder an einen Ausflug, wo wir zusammen Bächli gestaut haben. Ich habe auch gemeinsam mit meiner Halbschwester Wochenenden bei ihrem Vater verbracht beziehungsweise bei meiner Mutter. Das hat mein Familienleben bereichert, genauso wie «doppelte Eltern» zu haben.

War dies gut oder zu viel oder zu wenig Kontakt?

Lucy: Es gab eine Phase, wo ich nur bei meiner Mutter sein wollte und meine afrikanischen Wurzeln finden wollte. Ich wollte unbedingt mein Französisch wiederbeleben, was ich bis zum Kindergartenalter auch gesprochen habe. Es hat mich sehr gestört, dass ich das fast verlernt hatte. Zeitweise habe ich wie in zwei parallelen Welten gelebt. Montag bis Freitagmittag in der schweizerischen mit dem Schulalltag und dem Leben mit meiner Pflegemutter und von Freitag bis Sonntag in der afrikanischen Welt bei meiner Mutter. Aber das ging nicht auf Dauer so, denn die schulischen Anforderungen stiegen ja auch. Die Besuche bei meiner Mutter

wurden dann auch reduziert. Wiederum gab es auch eine Phase, wo ich gar nicht zu meiner Mutter wollte und sie mich nur aufgeregt und mich auf eine Art negativ beeinflusst hat. Ich konnte die Besuche absagen. Da war kein Druck, sie unbedingt wahrzunehmen. Meistens war ich mit meinem Zwillingenbruder gemeinsam bei meiner Mutter. Phasenweise hat meine Espoir-Bezugsperson mich bei meinen Besuchen bei meiner Mutter begleitet und als es häufiger Streit gab, waren sie auch zeitlich reduziert und nicht ganze Wochenenden. So genau erinnere ich mich jedoch nicht daran.

Meine Mutter muss verstehen, dass wir ein eigenes Leben in unseren Pflegefamilien leben und eigene Entscheidungen treffen. Wir haben das Recht zu sagen, wenn wir sie nicht sehen möchten. Schliesslich ist unsere Mutter nicht jeden Tag bei uns. Es gab auch Momente, wo wir sauer auf unsere Mutter waren, weil sie sich nicht um uns kümmern kann. Ich habe ihr oft gesagt, dass es nicht gut ist, wenn sie unsere Pflegemütter nicht gern hat, weil wir Kinder dann nie wissen, wem wir es recht machen sollen. Meine Mutter muss akzeptieren, dass unsere Liebe für sie aufgeteilt ist zwischen unseren Pflegeeltern und ihr. Sie kann nicht 100% Liebe von uns beanspruchen.

Lars: Als ich in der SOS-Pflegefamilie war, hätte ich mir mehr Kontakte zu meiner Familie gewünscht. Ich war immer traurig, wenn die Wochenendbesuche bei meiner Mutter oder meinem Onkel zu Ende gingen. Ich hatte damals wohl eine Art Verlustängste, weil ich auch nicht wusste, wie es nach dem Aufenthalt in der SOS-Pflegefamilie für mich weitergeht. Aber das änderte sich, als ich in meine jetzige Pflegefamilie kam. Die Kontakte zu meiner Familie wurden gut zwischen meinen Pflegeeltern und meiner Mutter koordiniert, bis ich diese dann im Alter von 16 Jahren begann, selbst zu organisieren. Als Pflegekind hatte ich das Privileg, dass meine Mutter und ich auch einmal Pause voneinander nehmen konnten. Das kannst du als Kind nicht, wenn du in deiner leiblichen Familie lebst.

Möchtest du Espoir für die Begleitung von Pflegekindern etwas mitgeben?

Lars: In Bezug auf die Besuchskontakte war unsere Espoir-Koordinatorin nicht so gross involviert, weil wir diese immer selbst organisiert haben. Ich finde sie hat uns bei vielen anderen Fragestellungen gut beraten und starke Lösungsvorschläge gebracht, sodass meine Pflegeeltern, meine Mutter und ich uns immer gut einigen konnten. Ich habe drei oder viermal die Zirkuswoche mitgemacht und einige Pflegefamilienfeste. Das war eine coole Zeit. Kann ich jedem Pflegekind empfehlen. Mit einigen Kindern habe ich mich über unsere Familiengeschichten ausgetauscht. Das fand ich spannend. Einige hatten eine viel schwierigere Kindheit, andere hatten es einfacher als ich.

Oda Heine, Mitarbeiterin Espoir



«Kinder brauchen Geborgenheit und Sicherheit. Espoir vermittelt ihnen seit über 30 Jahren ein behütetes Zuhause und verlässliche Strukturen in Pflegefamilien und dafür gebührt dem Verein ein grosses Dankeschön.»

Dr. iur. Ellen Ringier,
Präsidentin Stiftung
Elternsein

«Was mich mit Espoir verbindet sind die vielen berührenden Aussagen von Pflegekindern und die starken Erlebnisse mit ihnen, die umsorgenden, liebevollen Pflegeeltern, die engagierten Mitarbeitenden und das wertschätzende Arbeitsklima. Espoir ist für mich eine Organisation, die schon vielen Stürmen der Veränderungen standgehalten hat und sich ungebremst für das Wohl der Kinder einsetzt.»

Claudia Ryter, Fachleiterin Espoir



2021

Kontakte zu den Eltern

Die Perspektive von Jugendlichen in Pflegefamilien

Kontakte zu den Eltern sind für Pflegekinder eine Herausforderung, dies wissen Fachleute und Pflegeeltern. Auch eine Studie im Kanton Zürich hat gezeigt, dass alle der 24 befragten Pflegekinder im Alter von 14 bis 19 Jahren die Kontaktgestaltung als anspruchsvoll erleben. Nachfolgend wird aus der Perspektive der Jugendlichen dargelegt, welche Bedeutung der Kontakt zu den Eltern für sie hat. Während in der internationalen Forschung vorwiegend die Kontakthäufigkeit zu den Eltern untersucht wurde, ging die vorliegende Studie der Thematik etwas tiefer auf den Grund.

Kontakt zum Vater und zur Mutter

Die Befragung zeigte, dass die meisten Jugendlichen während der Unterbringung in der Pflegefamilie in irgendeiner Form Kontakt zu den Eltern haben. Die Elternkontakte sind für alle befragten Jugendlichen ein Thema, das sie beschäftigt, teilweise sogar sehr stark. Dabei sehen sie sich einer zweifachen Herausforderung gegenüber, sie haben einerseits den Kontakt zur Mutter und andererseits den zum Vater zu gestalten, weil die Eltern, bis auf eine Ausnahme, getrennt leben.

Vier unterschiedliche Kontaktsituationen

In den Interviewanalysen wurden vier Kategorien von Kontaktsituationen sichtbar. Im Einzelfall sieht sich der Jugendliche mit zwei solcher Kontaktsituationen konfrontiert, eine in Bezug auf die Mutter und eine bezogen auf den Vater.

Keinen Kontakt

Einige Jugendliche haben keinen Kontakt zum leiblichen Vater und haben diesen bisher noch gar nie kennen gelernt. Der Vater hat für sie in der momentanen Lebensphase keine besondere Bedeutung, es besteht auch kein Wunsch nach einer Kontaktaufnahme. Eine Jugendliche jedoch wünscht sich seit vielen Jahren, mit ihrem unbekanntem Vater endlich in Kontakt treten zu können.

Integration

Die Kontaktsituation der Integration ist dadurch gekennzeichnet, dass die Jugendlichen und ihre Mütter oder Väter ein gegenseitiges Interesse daran haben, die Beziehung zueinander – trotz der Platzierung – aufrechtzuerhalten und sich gegenseitig, so gut wie möglich, in die jeweilige Lebenssituation zu integrieren. So telefonieren sie vielleicht regelmässig und treffen sich an Wochenenden oder verbringen in gewissen Fällen gar gemeinsame Ferien. Die Jugendlichen haben – mehr oder weniger häufigen – aber regelmässigen Kontakt zur Mutter beziehungsweise zum Vater und können so die Beziehung aufrechterhalten. Dadurch besteht die Möglichkeit für gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen und die Eltern können durch den kontinuierlichen Kontakt die Entwicklung ihres Kindes mitverfolgen. Zentral ist, dass die Treffen aufgrund abwechselnder Initiative von Kind und Eltern zustande kommen und beide einen entsprechenden Einsatz leisten, damit Kontakte vereinbart werden. Obwohl sich die formalen Verbindlichkeitsgrade der Kontaktvereinbarungen stark unterscheiden, haben die Jugendlichen die Gewissheit, dass sich die Beziehung zur Mutter beziehungsweise zum Vater fortsetzt. Die Zufriedenheit der Jugendlichen, die sich in einer solchen Kontaktsituation befinden, ist sehr hoch. Eine wichtige Voraussetzung ist, dass die Pflegeeltern den Kontakt nicht zu unterbinden versuchen, sondern ihn als einen für das Wohlbefinden und die Entwicklung des Pflegekindes wichtigen Faktor erkennen und die Beziehungserhaltung des Pflegekindes zur Mutter oder zum Vater unterstützen.

Adaption

Bei der Kontaktsituation, die mit Adaption bezeichnet wird, können die Jugendlichen die Mutter oder den Vater nur sehr selten und in unregelmässigen Abständen sehen oder es ist sogar zu einem – vorübergehenden – Kontaktunterbruch gekommen. Die betroffenen Jugendlichen sind unzufrieden mit der Situation, sie erleben sie als belastend und wünschen sich mehr Kontakt. Es finden keine Gespräche und Aushandlungen bezüglich der Kontakte statt, die Jugendlichen sehen sich auf eine passive Rolle verwiesen, sie müssen sich in der Kontaktgestaltung gezwungenermassen dem Vater oder der Mutter anpassen und können wenig

dazu beitragen, dass sich die Situation verbessert. Der Handlungsspielraum der Jugendlichen ist sehr klein. Es ist eine grosse Ambivalenz spürbar: Einerseits versuchen die Jugendlichen, das Verhalten der Eltern zu verstehen – er muss viel arbeiten, sie wohnt im Ausland –, andererseits geben sie den Eltern auch Schuld für die unbefriedigende Situation. Der Eindruck, dass den Jugendlichen wenig Gestaltungsspielraum offensteht, wird dadurch verstärkt, dass sie keine Hilfe und Unterstützung erwähnen und auch keine Aussicht auf eine mögliche Verbesserung der Situation schildern.

Regulation

Die Kontaktsituation der Regulation ist dadurch charakterisiert, dass die Jugendlichen aktiv versuchen, den Kontakt zur Mutter oder zum Vater zu regulieren. Dies geschieht in Abgrenzung zu den Kontaktwünschen der Eltern und teilweise auch gegen die Vorstellungen der Pflegeeltern. Die Jugendlichen setzten sich aus unterschiedlichen Gründen dafür ein, die Kontaktintensität, d.h. die Häufigkeit und Dauer der Kontakte zu bestimmen oder, wenn dies nicht im gewünschten Ausmass möglich ist, entschieden sie sich in bestimmten Fällen dafür, den Kontakt vorübergehend ganz zu unterbrechen. Einige Jugendliche möchten die Eltern deutlich weniger häufig oder weniger lang sehen, weil sie am Wochenende mehr Zeit mit den Gleichaltrigen verbringen möchten. Dies kann als normaler entwicklungsbedingter Ablösungsprozess von den Eltern verstanden werden. In gewissen Fällen ist die Regulierung jedoch eine Reaktion darauf, dass der Vater oder die Mutter sich jahrelang kaum um das Kind gekümmert hat und dann plötzlich sehr viel Kontakt wünscht. Diese plötzliche Kontaktintensität ist dem Kind jedoch zu viel und es will die Kontakthäufigkeit dosieren. In etlichen anderen Fällen ist die Regulation eine Antwort auf schlechte Erfahrungen bei entsprechenden Besuchen und Treffen mit den Eltern. Zum Beispiel hat der Vater oder die Mutter die vereinbarten Treffen nicht eingehalten, sich während des Besuchs der Kinder nicht um sie gekümmert oder ihnen massive Vorwürfe gemacht. Mit der Regulierung der Kontakte wollen sich die Jugendlichen vor weiteren verletzenden Erfahrungen schützen. Sie haben erlebt, dass Enttäuschungen im Zusammenhang mit Elternkontakten psychisch schmerzvoll

sind, sie viel Energie kosten und die eigene psychische Balance gefährden können. So erwähnt beispielsweise eine Jugendliche, dass es ihr nach Besuchen, bei denen sie die Mutter in stark alkoholisiertem Zustand vorfand, sehr schlecht ging und sie sich danach kaum auf ihren Alltag und die Schule konzentrieren konnte.

Einfluss der Pflegeeltern und Fachpersonen

Die Kontaktsituationen sind nicht nur beeinflusst durch das Pflegekind und den Handlungsspielraum, der ihm von den Eltern eingeräumt wird, auch die Pflegeeltern haben Einfluss. Etliche Jugendliche werden von ihnen unterstützt, die Kontakte so zu gestalten, dass ihre Bedürfnisse im Vordergrund stehen. Es gibt in den Interviews jedoch auch Hinweise darauf, dass Pflegeeltern den Elternkontakten ambivalent oder gar kritisch gegenüberstehen. Wieder andere Jugendliche müssen sich dagegen den Pflegeeltern gegenüber rechtfertigen, wenn sie die Mutter oder den Vater im Moment nicht treffen möchten. Auffallend ist, dass die Jugendlichen die Fachpersonen der Pflegekinderhilfe im Zusammenhang mit der Frage der Kontaktgestaltung in den Interviews kaum als Ressource erwähnen.

Unterschiedliche Zufriedenheit und Gestaltungsspielräume

Die Studie hat gezeigt, dass der Handlungsspielraum und die Zufriedenheit der Jugendlichen mit den Elternkontakten sehr unterschiedlich sind. Während die einen sehr zufrieden sind, leiden andere an der unbefriedigenden Kontaktsituation. Die Unzufriedenheit scheint bei der Adaption am grössten, weil hier Kontakt zum Vater oder zur Mutter gewünscht wird, der Gestaltungsspielraum für eine Verbesserung der Situation jedoch sehr gering ist.

Aufrechterhaltung der psychischen Balance

Die Ergebnisse legen weiter nahe, dass die Jugendlichen den ihnen verbleibenden Spielraum bei der Gestaltung der Kontakte dazu nutzen, die eigene psychische Gesundheit nicht zu gefährden. Sowohl bei der Integration als auch der Regulation ist erkennbar, dass

die Jugendlichen versuchen, die Kontaktsituation so zu beeinflussen, dass sie sich stabilisierend auf die eigene psychische Balance und das Wohlbefinden auswirkt.

Unterstützung durch Pflegeeltern

Für die Jugendlichen ist es hilfreich, wenn Pflegeeltern ihre Anliegen bezüglich der Kontaktgestaltung mittragen. Das bedeutet, dass Pflegeeltern bei einem Kontaktwunsch zu den Eltern diesen als einen für die Entwicklung des Pflegekindes wichtigen Faktor erkennen und die Aufrechterhaltung der Beziehung zu den Eltern unterstützen. In denjenigen Fällen wiederum, in denen sich Jugendliche vorübergehend vor weiteren psychischen Verletzungen schützen und den Kontakt regulieren oder gar unterbrechen möchten, ist es hilfreich, wenn Pflegeeltern den Entscheid akzeptieren und zu verstehen versuchen. Pflegeeltern sollen aber in jedem Fall als Gesprächspartner für Fragen zu den Elternkontakten verfügbar bleiben, da sich Kontaktsituationen wieder verändern können.

Moderierende Rolle der Fachpersonen

Die Gestaltung der Kontakte ist ein flexibler Prozess, während dem sich die Rahmenbedingungen und Bedürfnisse der Beteiligten wandeln können. Insbesondere können sich die Kontaktwünsche des Pflegekindes ändern, einerseits aufgrund von verletzenden Erfahrungen mit Elternkontakten, andererseits aufgrund entwicklungsbedingter Distanzierungsprozesse im Jugendalter. Fachpersonen der Pflegekinderhilfe können in der Frage der Kontaktgestaltung deshalb eine wichtige, moderierende Rolle einnehmen und bei Bedarf zwischen dem Pflegekind, den Pflegeeltern und den Eltern vermitteln.

Prof. Dr. Karin Werner, Dozentin und Forschungsprojektleiterin,
Institut für Kindheit Jugend und Familie, Zürcher Hochschule für
Angewandte Wissenschaften (ZHAW)

Pflegeeltern im Stand-by Modus SOS-Platzierungen bei Espoir

Ausser Langzeit- und Entlastungsplatzierungen bietet Espoir seit vielen Jahren auch SOS-Platzierungen für Kinder von 0 bis 12 Jahren an. Wir ermöglichen Kindern, deren Wohl akut gefährdet ist, vorübergehend einen sicheren Ort in einem familiären Umfeld. Die Gründe für diese Art von befristeter Platzierung sind vielfältig, sei dies wegen Krankheit, Klinikaufenthalt oder Haft der Eltern oder aber auch bei direkter Gefährdung der Kinder durch Vernachlässigung, körperliche Gewalt oder sexuellen Missbrauch innerhalb des familiären Umfeldes. Zum Schutz des Kindes und der Pflegefamilie kann eine SOS-Platzierung nach Absprache mit der zuständigen Behörde auch verdeckt stattfinden, so dass die Eltern keine Angaben zum Unterbringungsort ihres Kindes erhalten.

Die Dauer einer Platzierung ist zu Beginn oft nicht abschätzbar. Das Angebot ist jedoch klar für wenige Tage bis maximal sechs Monate vorgesehen. Während der SOS-Platzierung sind alle Beteiligten gefordert, die Situation genau zu prüfen und eine passende Anschlusslösung zu finden.

Eine optimale Passung gewährleisten

Für eine gelingende Platzierung braucht es eine sorgfältige Passung. Bei einer SOS-Platzierung haben wir dafür meist wenige Informationen zum Kind und seinem familiären Umfeld. Wir bemühen uns aber trotzdem, wichtige Eckpunkte im Sinne einer Passung abzugleichen. Dabei ist für uns von grosser Bedeutung, welches Angebotsprofil unsere SOS-Pflegefamilien anbieten. Vorgängig legen wir mit ihnen die entsprechende Altersgruppe der Pflegekinder fest, klären mit ihnen, zu welchen Kulturen sie einen besonderen Zugang haben, welche pädagogischen Erfahrungen sie bereits gemacht haben und welche Thematiken sie sich zutrauen. Wir kennen ihre Wohnsituation, ihr Lebensumfeld, ihre Haustiere und das schulische Angebot ihrer Wohngemeinde. Für SOS-Platzierungen arbeiten wir mit einer beschränkten Anzahl Pflegefamilien zusammen. Dadurch sind wir in einem steten Kontakt mit ihnen und werden auch zwischen den Platzierungen über allfällige Veränderungen und Entwicklungen der Familie informiert. Bei Anfragen sammeln wir im Gespräch mit der Fachperson möglichst

viele Informationen zum Kind. In erster Linie natürlich zur Vorgeschichte, welche zur Platzierung führt, aber auch zu seinem kulturellen und religiösen Hintergrund, seiner gesundheitlichen Situation, seinem Verhalten, seinen bisherigen Beziehungserfahrungen und seinen Fähigkeiten und Vorlieben. Wichtig ist auch, bereits vor der Platzierung abzuklären, in welcher Form und Häufigkeit Kontakte mit dem Herkunftssystem während der SOS-Platzierung stattfinden sollen.

Anforderungen an SOS-Pflegeeltern

SOS-Pflegeeltern entscheiden sich klar für diese Platzierungsform. Sie sind bereit, sich über eine befristete Zeit voll zu engagieren, bieten dem Kind während dieser Zeit die volle Aufmerksamkeit, Zuwendung und Stabilität. Danach sind sie fähig, unabhängig von der zukünftigen Anschlusslösung, sich auf einen stimmigen Abschiedsprozess einzulassen, so dass das Pflegekind mit einem guten Gefühl weiterziehen kann. SOS-Pflegeeltern schätzen eine Pause zwischen den Platzierungen und können so auch wieder anderen Interessen nachgehen.

SOS-Pflegeeltern brauchen die Fähigkeit, sich innerhalb weniger Stunden auf eine vollkommen neue Situation einzustellen. Zwischen den SOS-Platzierungen können sie ihren Alltag und ihre Freizeit- und Ferienplanung zwar nach ihren Bedürfnissen gestalten, befinden sich aber gleichzeitig immer für eine nächste Platzierung im Standby-Modus. Dies setzt eine ausgeprägte Bereitschaft voraus, Ungewissheit zu tolerieren. Im Falle einer Anfrage werden SOS-Pflegeeltern von der Fachleitung von Espoir kontaktiert und dabei über besondere Bedürfnisse des Kindes und mögliche Herausforderungen der Platzierung informiert. Wann immer möglich nimmt sich die Pflegefamilie eine kurze Bedenkzeit, um gemeinsam einen Entscheid zu fällen. Gerade in SOS-Pflegefamilien mit Kindern ist es besonders wichtig, dass diese in den Prozess einbezogen sind. Sie sind während einer Platzierung stark involviert und leisten oft einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Integration des Pflegekindes in die Familie oder auch in die Schule. Gleichzeitig müssen sie die Zeit und Zuwendung ihrer Eltern

während einer befristeten Zeit mit ihrem Pflegegeschwister teilen. Im Kontakt mit dem Pflegekind werden sie mit schwierigen Biografien und Lebenserfahrungen konfrontiert, was auch für gesunde Kinder in stabilen Verhältnissen eine Belastung darstellen kann. Als hilfreich hat sich erwiesen, wenn das Pflegekind das jüngste Familienmitglied ist. In dieser Position findet es am schnellsten seinen Platz und bekommt von allen Familienmitgliedern die nötige Fürsorge. SOS-Pflegeeltern nehmen in der Regel ein Pflegekind bei sich auf. Ausnahmen sind natürlich Geschwisterplatzierungen.

SOS-Platzierungen müssen manchmal zum Schutz der Kinder ohne Vorbereitung innerhalb weniger Stunden umgesetzt werden. Dies ist für die Kinder höchst traumatisch und die Pflegeeltern sind dann mit den unterschiedlichsten Reaktionen konfrontiert. Dabei ist es wichtig, dass sie den Kindern in einem ersten Schritt einfach Ruhe und Sicherheit vermitteln können.

Espoir hat immer wieder Platzierungen von Kindern mit besonderen Bedürfnissen, denen der familiäre Rahmen besonders entgegenkommt. Grundsätzlich sind es natürlich sehr kleine Kinder von 0 bis 3 Jahren, die sich dank einer konstanten Bezugsperson positiv entwickeln können. Mehrfach hatten Kinder körperliche Einschränkungen, wie Gehörlosigkeit oder Probleme mit der Nahrungsaufnahme beziehungsweise mussten per Sonde ernährt werden. Auch Kinder mit kognitiven Einschränkungen konnten schon mehrfach dank dem familiären übersichtlichen Rahmen in SOS-Familien zur Ruhe kommen. Unsere Pflegeeltern sind immer wieder bereit, sich in neue Fachgebiete einzuarbeiten und verlassen sich dabei auch auf den fachlichen Rückhalt durch Espoir.

Fachlich durch Espoir begleitet

Jede SOS-Platzierung wird von Beginn weg durch eine pädagogische Fachperson (Kordinatorin/Koordinator) von Espoir begleitet. Sie hält den Kontakt zur auftraggebenden Behörde, klärt die Rahmenbedingungen und Finanzen und steht in einem engen Austausch mit der Pflegefamilie. Regelmässige Hausbesuche ge-

währleisten ein sozialpädagogisches Coaching der SOS-Pflegeeltern vor Ort, eine weitere Vertrauens- oder Ansprechperson für das Pflegekind sowie eine fortlaufende schriftliche Dokumentation des Platzierungsverlaufs. Die Fachperson unterstützt die zuständige Beistandsperson bei der Klärung einer passenden Anschlusslösung und ist auch für die Eltern des Pflegekindes eine wichtige Ansprechperson. Die Behörde legt die Kontakte zwischen Eltern und Kind während der Platzierung fest. Espoir bietet zur Umsetzung die nötige Unterstützung. Meist finden die Treffen auf der Geschäftsstelle von Espoir statt. Kind und Eltern begegnen sich so an einem neutralen Ort und die Eltern werden bei Bedarf im Umgang mit ihrem Kind angeleitet. Ohne die Not oder teilweise auch Wut der Eltern über die Platzierung zu negieren, versucht Espoir immer die Aufmerksamkeit der Eltern für die aktuellen Bedürfnisse ihrer Kinder zu gewinnen.

SOS-Pflegeeltern von Espoir treffen sich zweimal jährlich für eine Gruppensupervision mit anderen SOS-Pflegeeltern. Gleichzeitig haben alle SOS-Pflegeeltern bei Espoir für spezifische Fragestellungen während einer Platzierung die Möglichkeit, Einzelsupervision zu beantragen. Häufig nutzen sie dieses Angebot auch erst nach Abschluss einer Platzierung. Einerseits zur Verarbeitung der vergangenen Situation, andererseits aber auch zur Vorbereitung der nächsten Platzierung im Sinne eines Abschlussrituals.

Alexandra Neuhaus, Fachleiterin Espoir



Symbolbild

«Wir schaffen den Kindern eine Insel, die ihnen die schwere Zeit, die sie durchleben, erleichtert. Espoir unterstützt und entlastet uns dabei bei allen Herausforderungen.»

SOS-Pflegemutter Espoir

«Espoir schenkt belasteten Kindern und Müttern mit ihren erlebnispädagogischen Angeboten unvergessliche Erlebnisse. Wir sind stolz, diese seit vielen Jahren unterstützen zu dürfen.»

Rahel M. Felix, Präsidentin
Lions Club Zürich-Seefeld
2022/23



Espoir
Brahmsstrasse 28
8003 Zürich

Telefon 043 501 24 00
Fax 043 501 24 01
info@vereinespoir.ch
www.vereinespoir.ch

Spendenkonto: PC-80-1956-8, IBAN: CH49 0900 0000 8000 1956 8



Gemeinsam für Kinder